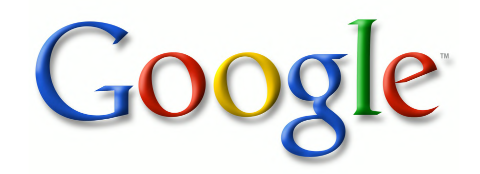
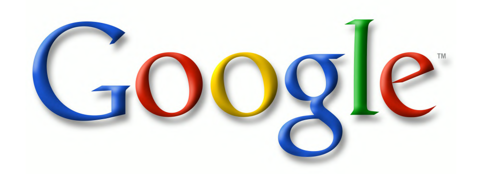


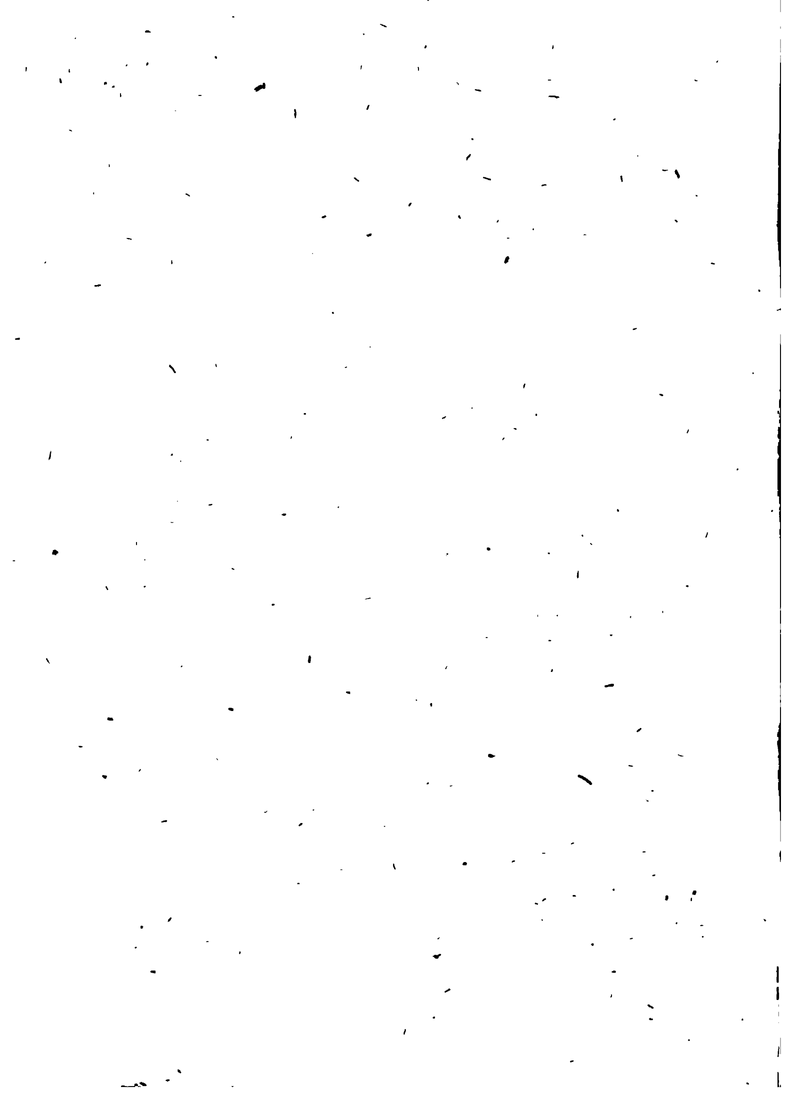





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA







Kleines Skizzenbuch

von

Theodor Mundt.

A. Richter. Berlin 9.X.46.

Berlin, 1844.

Verlag von A. Schepeler.

I.

Erinnerungen aus Hamburg.

1. Die Gesellschaft.

Die Hamburger Gesellschaft ist die prüdeste und vorurtheilsvollste, die man in Deutschland, England oder China nur antreffen kann, sie umschließt sich mit einem strengen Faden der Sitte, der stärker ist als ein dreidoppeltes Schiffstau, und verharrt so, geknebelt hinter ihrer eigenen Schicklichkeit und Ueblichkeit, wie in einem gepanzerten Zustande, der jedes fremdartige Element von sich scheucht. Und doch wohnen hier lauter vortreffliche Leute, in keiner Stadt in der Welt herrscht eine so unbegränzte Gastfreundlichkeit wie in Hamburg, das Volksnaturell ist grundgutmüthig und ehrlich, und während man an den krachenden Mittagstafeln einen freundschaftlichen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen hat, um mit allen diesen Aalsuppen, seltenen Seefischen, Rumpsteaks und Hummerragouts fertig zu werden, muß man zum Zubiß auch Gespräche über die neueste

poetische und sociale Literatur, über George Sand, Bettina und noch manchen Andern einnehmen, die ebenso schwierig zu verdauen sind. Die Unterhaltung beschäftigt sich mit allen diesen Dingen in Hamburg, aber sie nagt daran herum wie an Taschenkrebsen, ohne etwas Reelles davon in den Magen zu bekommen, und das ist eben, denke ich mir, der Grund des Mißcredits, in dem hier allgemein manche neueren Richtungen der Literatur stehen, weil man nichts von ihnen in den Magen bekommt. Ein anderer Grund aber ist die strenge Gewöhnung der Sitte, die hier das Leben bindet und regelt, und welche gegen manche neuere Autoren und die ihnen wahlverwandten Frauen so empfindlich macht, daß man sie in der That nirgend mehr verlästern und abweisen hört, als in dem gutmüthigen Hamburg. Ich werde Ihnen aber, mein Freund, später noch sagen, was es hier mit der Sittlichkeit und Moral für eine Bewandtniß hat, und wie sich die Physiognomie des städtischen Lebens und Treibens selbst dazu verhält. Jener Grund ist jedoch an sich so verehrenswürdig, daß man ein Narr sein müßte, wenn man sich nicht vor ihm beugen wollte! Denn sind wir nicht Alle gute Leute? —

Ich fliehe meistens die hiesige Gesellschaft, die einiger vertrauten und lieben Seelen ausgenommen, denn seine Sympathien findet man überall auf der Erde! Mein Vergnügen ist, am Jungfernstieg umherzuschlendern, in den offenen, von Musik tönenden Pavillons eine Zeitung zu lesen und das kühle Ufer der Alster zu verfolgen, die ihre

blauen Mädchenaugen so gemüthlich aufschlägt, daß man ein Liebesverhältniß mit diesem Fluß eingehen könnte. Ich kenne kein gemüthlicheres Wasser als die Alster, und mir ist nicht wohl, wenn ich nicht alle Tage ihren stillen Wellenschlag sehe, der bald wie eine Idylle, bald wie eine Liebeselegie sich auf- und niederschaukelt, und mit den weißen Schwänen um die Wette die melodischen Kreise zieht. Die Alster ist die Poesie Hamburgs, und es ist deshalb ein Wunder, daß sie sich hier halten kann; darum gehe ich jeden Morgen zuerst an das Alsterbassin, um nachzusehen, ob der empfindsame Strom nicht über Nacht davongeschwommen. Aber die blaue Alster trägt die Farbe der Treue, sie lief schon damals nicht davon, als ihr Hagedorn ein ehrerbietiges Loblied in der Weise jener Zeiten sang, und sie trägt noch immer mit sonnigem Lächeln nach Harvestehude oder Winterhude die Gondel des vergnügungslustigen Kaufmannssohns.

Wenn man an der Alster spazieren geht, namentlich da, wo sich an ihren Ufern der frohe Lebensgenuß der Stadt hinwimmelt, begreift man leicht, warum die guten Hamburger so strenge Rigoristen sind in allen poetischen und socialen Dingen. Das Treiben des Jungfernstiegs ist wahrhaftig keine Schule für die öffentliche Moral. Aber ich versichere Sie, daß ich liebenswürdige hamburgische Familien kenne, die, Mann, Frau und Töchter, Abends im Getümmel des Jungfernstiegs sich ergehen, und den gewissen sittenpolizeiwidrigen Unterhaltungen, denen man dort unwillkührlich sein Ohr leihen muß, weniger verletzt wer-

den, als von den Briefen Bettinas an Göthe, die einen wahren Aufruhr in der strengsittlichen Welt Hamburgs hervorgebracht haben. Ich hörte hier in den gebildeten Kreisen Urtheile über Bettina, das Kind, die in der Culturgeschichte des deutschen Geistes aufgezeichnet zu werden verdienten, und die ächt hamburgisch sind, hier gewachsen und hier gäng und gäbe geworden. Die Hamburgerinnen erröthen alle darüber, daß Bettina den Göthe liebte, und daß sie ihm solche gluthvolle Briefe schrieb, wie keine Hamburgerin sie ihm jemals geschrieben haben würde, denn schon der Anstand verböte, so etwas auf die Post zu geben! Die Post ist allerdings ein so ehrfurchtgebietendes Institut in einer großen Kaufmannsstadt, und Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt und Ordnung verbietet, falsche Declarationen zu machen, wenn man Frachtgüter und Briefe versendet! Bettina siegelte ihren ganzen Koboldgeist und ihr volles Herz ein und bezahlte bis Weimar nur ein einfaches Briefporto dafür. Welche Postunterschleife! So war es auch mit der großen Rahel, an der man in Hamburg ebenfalls vielen Anstoß nimmt! Auch Rahel mißbrauchte die Post und verschickte unter bloßem Briefcouvert schwere Gedanken, Gewitterströme des Herzens, Weissagungen und Gespenster der Speculation, mit denen sich zum Theil sogar die hamburger Briefträger herumtragen mußten, denn viele dieser Briefe waren ja selbst für die Post nach Hamburg bestimmt. Rahel wurde von der gebildeten und urtheilenden Gesellschaft in Hamburg als die große Hexe von Endor verschrieen und man empfand

hier schon bei ihrem Namen einen unheimlichen Schauer, denn man scheint überzeugt, daß sie ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen haben mußte, um so geistreich sein zu können.

Dies kommt Alles daher, weil man in Hamburg jegliches Ding würdigen lernen wird, nur niemals die Schmerzen einer großen Seele. Hamburg ist die Stadt ohne Schmerzen, wie es keine ähnliche mehr in dem modernen Städteleben giebt, und Arbeit und Genuß haben sich hier in das derbe Dasein getheilt, das sich immerdar froh bewegt und tummelt, aber einer schönen aus Holz gezimmerten Statue gleicht, zu der sich noch kein Pygmalion gefunden, um ihr Seele einzublasen. Hamburg ist die Stadt ohne Schmerzen, denn ihre Stirn ist nicht verdüstert von dem Wehe der Geschichte, das anderswo schneidende Gegensätze in das Leben gerissen hat, noch zählt man hier ängstlich an den Pulsschlägen der Gegenwart eine Zukunft ab, nach der in andern Gegenden die Speculation ringt mit heißen Zähren. Hier ist volle Gegenwart und man kann hier den Menschen sehen, wie ihm das seltene Experiment gelungen ist, sich ganz in Gegenwart einzukeilen, und wie weit er es damit bringen kann. Nur aus der Vergangenheit schwebt dem Hamburger Bürger noch immer ein historischer Moment vor, den er nicht vergessen mag, nämlich die Zeit der französischen Belagerung und die Gestalt des Marschall Davoust. Es wird hier kein vertrauliches Gespräch bei einer Flasche Schmalbier gehalten, daß nicht die Redensart „zur Zeit der Belagerung“

vorkäme, und die ganze Ideenassociation eines Hamburgers würde zerstört werden, wenn man ihm die „Zeit der Belagerung“ nehmen wollte, die einmal in seinen Sprachkatechismus gehört, und ohne die er nicht fertig werden könnte. Scenen dieser Zeit vor und nach der Belagerung erscheinen auch noch häufig auf den kleinen Volks- und Sommertheatern und werden mit patriotischem Enthusiasmus aufgenommen. In neuester Zeit ist es der große Brand Hamburgs, welcher jene Erinnerungen zu verdrängen angefangen, und der sich als einen neuen Zeitabschnitt für das Bewußtsein der Hamburger dargeboten; indem er mit seinen gewaltigen Lebenserschütterungen allerdings geeignet sein müßte, eine Wiedergeburt für alle öffentlichen und innern Verhältnisse der Stadt zu werden!

Der Patriotismus, die Vorliebe für seine Stadt und seine Einrichtungen und für Alles, was hamburgisch ist, ist ein liebenswürdiger Zug am Hamburger, dies ist noch eine schöne Ueberlieferung aus dem alten reichsstädtischen Wesen, und man thut Unrecht, ihn darin so zu kränken, wie es Heine im dritten Theil seines Salon in dem Gedicht des Tannhäuser gethan, wo er die hamburgische Börse, die bekanntlich die solideste und ehrenhafteste in der ganzen Welt ist, in eine gar zu beleidigende Wahlverwandtschaft mit dem Zuchthaus zu Celle versetzt hat.

---

8. Die Literatur.

Eine der tüchtigsten Gestalten, die ich in Hamburg gesehen, ist mir die Wienbarg's. Er verbringt seine Tage meistentheils in Altona, seinem Wohnort, sehr zurückgezogen und nimmt an dem hiesigen Gesellschaftsleben gar keinen Antheil. Ich will heut nur eines eigenthümlichen Verdienstes erwähnen, das sich Wienbarg durch die Sprache seiner Zeitungsartikel, welche er zuerst für die Hamburger Neue Zeitung, später für den Altonaer Merkur geschrieben, erworben. Durch die Zeitungsdiction kann man die Sprache einer ganzen Nation verderben, und die bisherige Redeweise unserer meisten Journale, die nur den groben Abklatsch der fremden Zeitungen ohne eine eigentliche Verdeutschung liefern, hat viel zur Verunglimpfung des deutschen Wortthums beigetragen. Wienbarg hat in seinen Zeitungsartikeln eine körnige, gehaltvolle, originale und ächt deutsche Rede eingeführt, die Anerkennung und allgemeine Nachahmung verdient, und in der viele Fremdwörter aus der Journalsprache wieder verwiesen werden, die unnöthig und nur durch eine unverantwortliche Flüchtigkeit des Uebertragens eingeführt waren. Wienbarg hat aber gegen die hamburgische Lebensgewohnheit eine große Sünde begangen, die man ihm hier wohl niemals vergeben wird, nämlich durch seine kleine Schrift über das Plattdeutsche,

worin er auf dessen gänzliche Ausrottung und Verweisung angetragen. Man kann den Hamburgern, selbst den gebildetsten, nichts mehr zu Leide thun, als wenn man ihnen ihr liebes Plattdeutsch antastet, welches die Sprache ist, die ihnen zur Offenbarung ihrer eigentlichsten Herzensbedürfnisse dient. Wie in der Tragödie der Indier das Sanskrit mit dem Prakrit abwechselt, so lösen sich im Leben der Hamburger das Plattdeutsche und das Hochdeutsche wechselweise ab und erst beide beschreiben den vollständigen Kreis der hamburgischen Weltanschauung. Das Hochdeutsche ist hier die Sprache der Geschäfte, des Handels, der steifern Gesellschaftsunterhaltung, aber nicht die Sprache des Herzens, das bei dem ächten Hamburger immer plattdeutsch redet. Ohne das Plattdeutsche würden für den Hamburger Liebe, Glaube und Hoffnung, Gott und Unsterblichkeit nicht vorhanden sein. Wenn er auf Hochdeutsch gute Geschäfte gemacht hat, dankt er auf Plattdeutsch dem lieben Gott dafür, und Eheleute, die einem vertrauten Gespräch unter einander sich hingeben wollen, glauben sich nur dann gänzlich anzugehören, wenn sie sich in den traulichen plattdeutschen Lauten alle ihre Bekenntnisse thun. Ich spreche hier keineswegs von derjenigen hamburgischen Bevölkerung, die durch ihre Bildungsstufe nicht über den volksthümlichen Dialekt hinausgekommen ist, sondern in den höchsten Kreisen der Gesellschaft übt noch das Plattdeutsche seine fast magische Gewalt aus. Es giebt plattdeutsche Wörter, die einem hamburger Liebenden so süß und zärtlich erscheinen, daß er, wenn er mit seiner Gelieb-

ten beim Mondenschein kost, sie um keinen Preis durch ein hochdeutsches vertauschen möchte, und Gott Amor nährt am Plattdeutschen sein solides Feuer. In der besten Gesellschaft kann man bemerken, wie die Wirthin, wenn sie auf einen Augenblick den Hausherrn bei Seite zieht, um ihm etwas zuzuflüstern, plötzlich das Plattdeutsche mit ihm redet, während auf der andern Seite des Gesellschaftszimmers die hochdeutsche Unterhaltung einen eigenen Contrast dazu abgiebt.

Ich würde es für Unrecht halten, wenn sich Jemand über eine so eingewurzelte Lebensgewohnheit lustig machen wollte, obwohl ich meinerseits den Klang des Plattdeutschen eben so wenig ausstehen kann, wie die Melodien eines Piepbocks. Ich stimme im Wesentlichen Wienbargs Ansicht bei, wenn ich auch die Möglichkeit nicht sehe, sie zu verwirklichen. In Hamburg wenigstens könnte es eher gelingen, das Hochdeutsche auszurotten, als eine Mundart wieder zu verdrängen, welche die heimische und volksthümliche Tradition für sich hat, die, in keiner Grammatik gelehrt und verzeichnet, nur im Gemüth und der traulichen Gewohnheit des Tages sich weiterpflanzt und dadurch gewissermaßen einen geheimnißvollen Reiz gewinnt; mit der endlich selbst die allgemeinen Mächte des Lebens, Liebe, Zärtlichkeit, Frömmigkeit und die seligen Erinnerungen der Kindheit so genau hier verwachsen sind. Denn die Kinder sprechen hier in den gebildetsten Häusern fast alle Plattdeutsch, und das Hochdeutsche wächst erst allmälig mit der kleinen Intelligenz auf, und wird gelehrt und gelernt. Das

Plattdeutsche ist der Hausgott der Hamburger, man darf ihn nicht lästern; es ist der brave Vetter Michel der Stadt, man darf es mit ihm nicht verderben. In der That wird Niemand ganz und gar heimisch werden können in Hamburg, der sich nicht in dies plattdeutsche Mysterium hat einweihen lassen, und ein Wort mitreden kann in dem Lieblingsidiom, das hier die Sympathien befestigt. So mußten athenienfische Gesandte in Sparta von der schwarzen Suppe mitessen, ehe sie Vertrauen einflößen konnten.

Es ist aber keine Frage, daß das Plattdeutsche, besonders weil sich in ihm schon die gemüthlichen Seiten der Bevölkerung befriedigen, sehr wesentlich zu der Absonderung der Hamburger von dem eigentlichen literarischen und geistigen Leben Deutschlands beiträgt. Man müßte es versuchen, die Werke von George Sand, Rahel und Bettina ins Plattdeutsche zu übersetzen, um ihnen an der Elbe und Alster mehr Sympathie zuzuführen.

Aber es war eine Zeit, wo auch die Literatur zu den gesuchten Artikeln in Hamburg gehörte, und es giebt hier noch Häuser, wie das der Familie Sieveking, das die Erinnerungen einer bedeutsamen literarischen Vergangenheit Hamburgs bewahrt und einst der gastliche Mittelpunkt war der großen Geister, die in dieser frischen und heitern Stadt sich zusammengefunden hatten. Klopstock, Lessing, Reimarus, Schönborn, Stolberg, F. H. Jacobi, Veit, Fr. Perthes und noch mancher andere Name gereicht Hamburg zur Ehre. Aber Klopstock, Schönborn, Stolberg, Jacobi redeten auch Plattdeutsch mit einander, wenn sie im ver-

traulichen und guten Laune waren; ob Lessing Plattdeutsch gesprochen, bezweifle ich. Von Klopstock giebt es noch manche lebendige Tradition in Hamburg; von Lessing fast gar keine, und das Weinhaus, in dem dieser noble Zecher so manche Flasche Champagner geleert, existirt nicht mehr. In Braunschweig begegnete ich einer Tradition über Lessing, die ich Ihnen doch mittheilen muß, weil man in Deutschland jetzt wieder fast zu derselben Manier gelangt ist, die ausgezeichneten Geister des Vaterlandes zu behandeln. Bald nach Herausgabe der Wolfenbüttelschen Fragmente durfte sich Lessing nicht auf den Gassen Braunschweigs sehen lassen, ohne einen Trupp von Straßenjungen hinter sich zu erblicken, die ihm nachliefen und auf jede mögliche Weise ihn verhöhnten und beschimpften, ohne Zweifel nicht auf ihren eigenen Antrieb, sondern auf den der zahlreichen und besonders geistlichen Feinde Lessings, die ihn auf jede Art zu quälen und aus Braunschweig zu entfernen suchten, wo er an dem aufgeklärten Hofe Rückhalt und Beschützung hatte. Seine Feinde, die diesem ewig elastischen Riesengeist selbst durch den härtesten Censurzwang keine Schranken setzen konnten, schienen ihr letztes Zufluchtsmittel dazu genommen zu haben, seine Person dem Pöbel preiszugeben. Und man benutzte die Neigungen, durch die er sich das öde Alltagsleben zerstreute und buntfärbte, wann sein Geist ausruhen wollte von sich selbst und von seiner eignen diamantscharfen Dialektik. Man verschrie ihn als einen liederlichen Spieler, weil er gern die Ironie des Glücks im Hazard erprobte; man schalt

ihn auf der einen Seite einen Trunkenbold, auf der andern einen nüchternen Rationalisten; was sollte Lessing anfangen? Und hinter den Spieler, Säufer und Antichristen hetzte man die Braunschweiger Gassenjungen, die den bösen Feind selbst in ihm zu verfolgen glaubten. Denken Sie an Lessing, mein Freund, wenn Ihnen die Ehre widerfährt, von Ihren liebenswürdigen Zeitgenossen gegeißelt zu werden, und denken Sie an die braunschweiger Straßenbuben, wenn die Kritik Ihres Jahrhunderts Sie bewirft! Es ist ja erlaubt, sich mit großen Beispielen auch unter kleineren Verhältnissen zu trösten.

Da lobe ich mir aber die wackern Hamburger! Die wären zu gut, um Jemanden zu ächten, und den Wein, den lassen sie wohlfeil ab, daß selbst der ärmste deutsche Literat sehr trefflichen für wenige Schillinge trinken kann. Ich wundere mich, daß die deutsche Literatur nicht auf den Gedanken kommt, sich wieder, wie sonst, in Hamburg anzusiedeln, und ihre neuesten Sorgen dort zu vertrinken, wo Lessing getrunken hat. Die deutsche Literatur ist auch jetzt wieder, gleich dem großen Trinker, Spieler und Antichristen Lessing, in denselben liederlichen Ruf gekommen; man hält sie für betrunken, weil sie nicht nüchtern ist, man wirft ihr die gefährlichen Hazardspiele ihrer Skepsis vor, bei denen doch das skeptische Jahrhundert selbst den Banquier macht, und man meint, daß sie gottlos sei, weil sie weltlich ist und die von Gott erschaffene Welt zu begreifen sucht. Ich bin der Meinung, der ist kein Trinker, der den Wein vertragen kann, und wir haben neulich Dr. Martin

Luthers Gesundheit getrunken in der Stadt, in der Lessing getrunken hat. Nur der ist ein Säufer, der den Wein nicht vertragen kann, und dem die goldne Flüssigkeit den Kopf verrückt, daß er ein Thier danach wird, statt ein Gott. Den goldenen Wein Lessing's konnten seine Gegner nicht vertragen und wurden zum Thiere darnach, sie waren arge Säufer; er aber blieb ein lächelnder Gott in seinem Reich. Heiliger Schutzgeist unserer Literatur, Lessing, schaue tröstlich mit deinen blitzenden Augen uns an aus unserm Wein, den wir trinken wollen, wie Du ihn getrunken hast! —

---

3. Die Thorsperre

Wenn Sie noch Ihre Absicht ausführen, nach Hamburg zu kommen, lieber Freund, so nehmen Sie sich nur vor einem Dinge in Acht, welches das Einzige ist, das Einem hier gefährlich werden kann, dies ist die Hamburger Thorsperre. Man erzählt von einem sehr geschätzten Schriftsteller und Arzt, welcher hier lebte, daß er an der Thorsperre gestorben sei. Dies ging ganz natürlich zu. Der Hamburger ist nicht geizig in keinem Stück, er spart keine Geldausgabe für sich und das Vergnügen seiner Familie, aber jeder Schilling reut ihn empfindlich, den er für die Thorsperre ausgeben soll. Diese beginnt selbst in der schönsten Zeit des Sommers schon eine halbe Stunde nach Neun, nach Verschiedenheit der Jahreszeit auch um viele Stunden früher, und die ziemlich bedeutende Taxe, um noch zum Thor herein oder heraus gelassen zu werden, steigt immer höher mit der zunehmenden Stunde, die man ausbleibt. Ein ächter Hamburger aber vermeidet das Thorsperrgeld zu zahlen, weil er nur das Geld gern ausgiebt, wofür er etwas bekommt. Sowie die Sperrglocke am Thor zum ersten Mal geläutet wird, stürzt Alles über Hals und Kopf zur Stadt hinein, um noch während der fünf Minuten, die es läutet, frei das Thor zu passiren, und draußen werden die schönsten Spaziergänge und Lustörter plötzlich wie durch einen Zauberspuk ausgeleert. In der Stadt sammeln

sich dann Schaaren von Volk, um die possierlichen Bewegungen der Hereinstürzenden zu sehen, die mit augenscheinlicher Todesangst die vermaledeiten Sperrgroschen abkaufen. Jener Arzt (Dr. Veit) befand sich noch zu weit entfernt vom Thor, überlief sich, um es zur rechten Zeit zu erreichen, langte athemlos und blutspeiend zu spät an, bezahlte das Sperrgeld und starb. Sie sehen also, daß auch Hamburg seine verdienstlichen Männer zu Märtyrern werden lassen kann. Und viele Opfer mag im Stillen eine Steuer hinraffen, die, so wenig sie im Volke auch beliebt ist, doch von dem ächten Hamburger beständig vertheidigt wird, weil, wie man sagt, die Aufrechthaltung des Grundeigenthumswerthes in der Stadt davon abhängt, daß die Niederlassung in den Häusern vor dem Thore durch diese Steuer erschwert bleibe. Der Hamburger nennt dies seine „Luxussteuer," die einzige, die er auf seinem Gebiete kennt, und es ist in der That ein schöner Luxus, Abends noch in nächtlicher Romantik durch die grünen Gebüsche schweifen zu können, was in Hamburg nur dem Bemittelten vergönnt ist, der die antiromantische Thorsperre bezahlen kann. Es ist charakteristisch, daß Hamburg die Romantik als einen Luxusartikel besteuert, daß es aber einem Schriftsteller begegnen mußte, an der Thorsperre zu sterben, bleibt immer ein unerhörtes Loos. Lieber Gott, wie erfinderisch ist das Schicksal gegen die armen deutschen Schriftsteller! Wenn sie nicht an der Maulsperre sterben, müssen sie an der Thorsperre sterben. —

---

4. Das städtische Leben.

— Ich gewinne Hamburg täglich lieber, diese Prosa setzt wieder ein gutes Stück Gesundheit bei mir an, mit dem ich mich aber doch nächstens davon zu machen gedenke. Es ist wahr, es ist die Stadt ohne Pathos, ein Leben ohne Psyche, ohne Grazien und Schmetterlinge, aber ich kenne keine andere deutsche Stadt, in der das rein bürgerliche Leben und Getreibe, unabhängig von allen Einflüssen eines Hofes, der Künste und einer Aristokratie, an und durch sich selbst einen so großen Charakter entwickelt hätte. Hamburg ist das Eldorado der modernen Bürgerlichkeit, und während anderswo der menschliche Geist als Spekulation erkrankt ist, erhält er sich hier als Kaufmannsgeist obenauf im frischen Wellenspiel des Tages und bereichert und beherrscht das Dasein. Alle diese schnarrenden Schreibfedern in den Comptoirstuben haben große Weltbeziehungen an ihrem Schnabel hängen, und man muß Respect vor ihnen haben, wenn man bedenkt, wie weit ihr Gekritzel bringt und was es Alles vermittelt. Hier auf dieser Spitze des nordischen Lebens, tritt die materielle Tüchtigkeit des deutschen Wesens uns in ihrer Blüthe entgegen, unverschönt von idealen Reizen, aber auch unverkümmert von geistiger Pein. Es ist ein Ort zum Ausruhen für absolute Philosophen, die mit der Realität auf gespanntem Fuße gelebt haben; hier können sie behaglichst erfahren,

wie nahrhaft die bloße Wirklichkeit ist, auch wenn sie getrennt von der Idee wirthschaftet. Hier in Hamburg ist alles so sehr von dem scharfen Hauche der Wirklichkeit durchzogen, daß fast jeder Gegenstand in der Stadt seine besondere stechende Ausdünstung hat. Alles, was man in Hamburg sieht, riecht scharf, und wenn man vom Meere kommt und in Hamburg gelandet ist, wie ich, ist man durch seinen reinern Nasesinn gewiß befähigt, dies Riechen der Wirklichkeit hier erschöpfend aufzufassen. In den engen und gedrängten Straßen der Altstadt macht sich diese substanzreiche und geruchvolle Realität am empfindlichsten geltend; freier athmet die Stadt in der heitern Gegend am Jungfernstieg und an der Esplanade, am Gänsemarkt und in der belebten Dammthorstraße, wo das fashionable Leben Hamburgs sich tummelt.

Diesem Lebensmaterialismus gegenüber zeigt sich aber eine gewisse Idealität der Hamburger in ihrem strengen Sittlichkeitsgefühl, das wenigstens die Gesellschaft beherrscht. Inwiefern diese Idealität etwas Reales hat, muß ich dahin gestellt sein lassen, doch bedaure ich alle diese prüden Seelen, die den unsittlichen Scandal mit anzusehen haben, der nicht nur in der Nachtseite von Hamburg verborgen liegt, sondern sich hier, wie an keinem andern Ort der Welt, frech und nackt an das offene Tageslicht drängt. Der Senat und die außerordentlich wachsame Polizei von Hamburg thun ihr Möglichstes, diesem Unwesen zu steuern, aber die Bajaderen sind in Hamburg geschützte Personen, die sich ebenfalls einen gewissen frei-

reichsstädtischen Aplomb zueigen gemacht haben und mit dem anständigen Leben der Stadt auf die widerwärtigste Weise in eine unvermeidliche Berührung treten. Es giebt Orte, wo sie ihre Bälle halten, und in demselben Local versammeln sich an andern Tagen die ehrsamsten Bürgerfamilien, um einem Concert beizuwohnen. Das berliner Grisettenwesen, wie es sich in seinen öffentlichen Tanzlokalen auf allen möglichen Abstufungen zeigt, trägt in seiner decenten Gemeinheit eine rührende moralische Bescheidenheit an seiner Stirn gegen die cyclopenhaften Bacchanalien, die in Hamburg bei Peter Ahrens und Dorgerloh, oder im Sommer in der alten Glashütte vor dem Dammthor gefeiert werden. Man kann die ganze Welt durchreisen, ohne ein ähnliches Schauspiel zu finden, wie es sich hier in diesen Katakomben der Gemeinheit wöchentlich zuträgt. Das Großartigste, Ungeheuerste und Beispielloseste in diesem Genre liefern aber die nächtlichen Mysterien des Hamburger Berges, welcher das wahre Paris der Matrosen ist, wenn man ihn nicht noch lieber mit dem dunkeln Ernst der ägyptischen Saturnalien vergleichen will. Nach monatlangen harten Mühsalen und Entbehrungen auf dem Meere steigen hier die Matrosen aus allen Nationen und Himmelsstrichen an's Land, und finden in diesen Tempeln des Hamburger Berges ihr muhamedanisches Paradies, in dem sie sich für alle Erdenqualen entschädigen. Besonders merkwürdig ist das große Haus zu den vier Löwen, ein Mausoleum der Wollust, wo alle Tage Tanzsalon gehalten wird. Das über alle Schilderung er-

habene Treiben, das man hier anschauen kann, hat aufgehört unsittlich zu sein, denn es steht in einer ganz neuen Sphäre darin, wohin man ihm mit den gewöhnlichen Begriffen nicht folgen kann. Man muß zu der wilden stürmischen Musik einen schwarzen Negermatrosen mit einer weißen colossalen Holsteinerin, die er sich unaufhörlich verwundert anstaunt, tanzen gesehen haben, um sich ein Bild in die Phantasie zu drücken, das weit alle Gruppen eines Höllenbreughel überragt.

Ein würdiger Mann versicherte mich neulich, dies Giftkraut der Immoralität, das den Boden von Hamburg so überwuchernd zu bedecken scheine, sei hiesigen Orts das eigentliche Gegengift gegen alle sociale Unsittlichkeit, ja das Glück und die Sicherheit der Ehen hänge von diesen Pestbeulen ab, welche alle schlechten Stoffe des Gesammtorganismus in sich zusammenzögen und ableiteten. Man hat sich das oft gesagt in unserm moralisirenden Jahrhundert, und es ist gewiß richtig, daß es sehr wenige Städte giebt, wo man so viele glückliche und treu befestigte Ehen antrifft, als in Hamburg. Die Sittlichkeit mag hier in dem gebildeten Familienleben kein Schein, sondern eine Wahrheit sein, und man wird ihr selbst unter der rauhen und strengen Form, in der sie sich hier äußert, seine Achtung nicht versagen können, aber man wird mit mir übereinstimmen, daß diejenigen Ehen, die jener angedeuteten Sicherung bedürfen, kläglich sein müssen und an ihnen nichts mehr zu schützen und zu verderben ist. Der höchst schätzenswerthe und aufgeklärte Senat der freien

Stadt Hamburg hat sich in der letzten Zeit viel damit beschäftigt, auf die Sittlichkeit des hiesigen Volkslebens durchgreifend einzuwirken. Im niedern Volksleben herrscht hier nämlich keineswegs jene Achtung vor der legitimen Form der Ehe, auf die man sich in den gebildeteren Kreisen in Hamburg so viel zu Gute thut. Vielmehr lebt das arme Volk hier meistentheils in wilden Ehen, deren es eine so große Anzahl giebt, wie in keiner andern Stadt, und dies hat seinen guten Grund in der Schwierigkeit rechtmäßiger Trauung, die bisher für den Armen hier stattfand. Durch das neue Gesetz über das Heimathsrecht und Schutzbürgerrecht, welches der Senat in diesen Tagen erlassen, ist diesem unter den geringern Klassen Hamburgs so allgemein verbreiteten Uebelstande endlich gewehrt worden. Wer bisher in Hamburg heirathen wollte, mußte das Bürgerrecht erlangt haben, was sich mit Kosten verband, die für den Armen und Unbemittelten ansehnlich genug waren, und die natürliche Folge davon konnte nicht ausbleiben. Die armen Leute ließen sich nämlich gar nicht trauen, sondern gesellten sich zu einander in willkürlichen Ehen, wie diejenigen nicht einmal thun, denen man neumodische Doctrinen gegen die Ehe Schuld gegeben hat. Aber das hamburgische Volk wußte gar nichts von einem neumodischen Socialismus und ließ sich doch nicht trauen. Durch das neue Gesetz wird es ihnen aber gestattet, unentgeltlich das Schutzbürgerrecht zu erwerben. Doch giebt es hier noch andere Umstände, welche auf die Moralität der untern Klassen, besonders der Dienstboten, nachtheilig ein-

wirken, z. B. daß es den gemeinen Soldaten in Hamburg verwehrt ist, sich zu verheirathen. In einer Stadt aber, in der die Sicherheit der Ehen so befestigt ist, sollte man doch ominöse Namen (nomen—omen) scheuen, wie sie dem Fremden hier zu seinem Erschrecken bei der Benennung einiger Straßen begegnen. So giebt es hier einen „Ehebrechergang", was ganz entsetzlich ist. Zwar hat man keine Hauptstraße der Stadt so genannt, sondern es ist nur, und mit Recht, ein ganz kleines, enges und finsteres Gäßchen, in das man rechter Hand einbiegt, wenn man über den Steinweg geht. Ich weiß nicht, ob der Ehebrechergang den Flammen des hamburger Brandes widerstanden hat, aber man sollte ihn jedenfalls, wenn man auch stark genug hier ist, seinen moralischen Einflüssen Trotz zu bieten, schon aus ästhetischer Rücksicht, wie so manchen andern hiesigen Straßennamen, umtaufen! —

---

5. Volkslust und Volkscharakter.

Was noch an Hamburg zu wenig anerkannt ist, sind die reizenden und wahrhaft üppigen Naturumgebungen, die seine Lage zu den schönsten in ganz Norddeutschland machen. Gemahnte nicht das Klima gar zu häufig an den Norden, so könnte man oft in einer südlichen Landschaft sich zu befinden glauben, so vollwuchsig und gesättigt ist hier die Vegetation. Aber das Klima der Hamburger ist so rauh und unästhetisch, wie ihr Leben. Das Wetter hängt hier vom Meereswind und von Ebbe und Fluth ab, ist daher äußerst veränderlich und bringt oft an einem einzigen Tage alle vier Jahreszeiten zusammen hervor. Sie können sich denken, was mein armes Nervensystem dabei zu leiden hat. Alle Augenblicke davon abzuhängen, wie gerade der Wind bläst, ist mir zwar nichts Neues in unserer charakterlosen Zeit, die uns Alle wider Willen zu Diplomaten stempeln möchte, aber weiß Gott, ich befinde mich übel dabei, und sehe hier in Hamburg ein, daß ich nicht das geringste Talent zur Diplomatie habe. Mir thut der Kopf weh bei allen diesen Wetterschwankungen, der Abend sieht niemals mehr dem Morgen gleich, und sowie man sich dem Sonnenschein vertraut, fängt es an zu regnen. Zwar ist schon seit einem Jahrzehnt in der ganzen Welt solches Wetter, und man wundert und streitet sich noch über den Ursprung der Cholera, die nichts Anderes ist, als das

normale Krankheitsbild aller geistigen und körperlichen Leiden dieser Epoche? Die Cholera ist eine welthistorische Krankheit, die in ihrer moralischen Bedeutung von der Nachwelt verstanden werden wird. Sie ist das allgemeine Luftmiasma und die allgemeine Athemverpestung einer Zeit, der vor ihren eigenen Ausdünstungen übel wird, und die sich in die schlechten Stoffe ihres eigenen Organismus auflöst und daran erstickt. —

Wir wollen auf heitere Gedanken kommen, mein Freund, und uns unter das hamburger Volksleben mischen, welches für norddeutsches Naturell lustig und bewegt genug ist! Gehen wir in eines der Sommertheater, deren bestes und vornehmstes das Tivoli ist, dort haben wir einen interessanten Anblick sowohl an dem zum Theatersaal umgeschaffenen Garten, als an dem buntgemischten Publikum, das sich in unabsehbaren Reihen auf den weißen Bänken ausbreitet. Es ist meistens die wohlhabende Bourgeoisie von Hamburg, die hier vor den Brettern, welche die Welt bedeuten, und vor den dampfenden Theekannen, die nirgend fehlen dürfen, im Sonntagsputz dasitzt. Man sieht viel frische und harmlose Gesichter, und wenn auch nicht geschmackvolle, doch saubere Toiletten, die in Hamburg selbst dem geringeren Bürgerschlag eigenthümlich sind, und sogar der Aufwand weißer Glacéhandschuhe ist jeder Handwerkerfrau hier an öffentlichen Orten zur Gewohnheit geworden. Wohlstand, Lebenslust und Geldstolz verrathen sich überall bei den Vergnügungen der Hamburger, und die Schönheit muß in einen reichen Stoff gekleidet sein,

der so und soviel gekostet hat, um in ihren vollen Ansprüchen als Schönheit anerkannt zu werden. Wenn ein Herr von der Handlung seine Heißgeliebte mit Wonne umfängt und schon die Seide ihres Kleides, die magisch zwischen seinen Fingern raschelt, ihn beseeligt, erhöht ihm dabei der Gedanke, wie viel wohl die Elle von ihrem Zeug werth sein mag, ohne Zweifel noch den Zauber der Liebe. Tivoli ist der Bazar der fashionablen Bürgertoiletten und zugleich der allgemeine Rendezvous-Ort der verliebten Seelen Hamburgs. Die ärmeren Volksklassen tummeln sich in den übrigen Sommertheatern herum, wo der Eintrittspreis noch wohlfeiler oder nach Belieben gestellt ist.

Unter keiner Bevölkerung in der Welt herrscht vielleicht eine so große Theaterlust wie hier, sie ist besonders unter den Handwerkern und Dienstmädchen bis zu einem leidenschaftlichen Grade verbreitet und wird durch die vielen Sommertheater vor den Thoren genährt und befriedigt. Leider aber verfehlen diese Bühnen auch hier, wie überall, ihren Beruf, Volkstheater zu sein, fast gänzlich, denn sie geben, gewissermaßen aus Ehrgeiz, meist nur große Schauspiele, Kabale und Liebe von Schiller und selbst Opern, selten einmal das Donauweibchen mit seiner schönen Jungfer Salomé oder ein plattdeutsches Bourenspiel. Der Arme will für seine wenigen Schillinge dasselbe sehen, was der Reiche auf den großen Theatern theuer bezahlt, und so erstirbt allmälig der Begriff einer Volksbühne in Deutschland, indem der tiers-etat seltsamer Weise auch in seinen

Vergnügungen Miene macht, bestehende Unterschiede nicht mehr gelten zu lassen.

Die dienende Klasse in Hamburg erschwingt jedoch auch den Eintritt in das große Theater häufig und bevölkert dort die obersten Galerieen als die aufmerksamste Zuhörerschaft, besonders bei Trauerspielen. Die hamburger Dienstboten in guten Häusern sind oft sehr bemittelt und es fehlt ihnen nicht zu Putz und Vergnügungen durch die ziemlich ansehnlichen Trinkgelder der Fremden, welche in Hamburg allgemein üblich sind. Freilich werden sie in den meisten Häusern schon auf diese Trinkgelder gemiethet, und empfangen, wenn die Herrschaft viele Fremde bei sich zu sehen pflegt, dafür von derselben einen um so geringern Lohn, denn Jedermann, der hier in einem Hause zu Tische geladen ist, läßt in der Regel ein Drittelstück für die Bedienung dort, eine Abgabe, die zweckmäßig ist, um Parasiten zu verscheuchen. Bemerkenswerth ist aber in der That das nette Wesen und die reinliche und anmuthige Tracht der Dienstmädchen von Hamburg, welche die berühmten leipziger Stubenmädchen noch an Sauberkeit übertreffen, wenn sie auch nicht die „reizende Naivetät" derselben besitzen. Denn zu allen Dingen ist das hamburger Volksnaturell aufgelegt, nur nicht zu jener scherzenden und spielenden Naivetät, die nur unter mildern Lebensverhältnissen gedeiht und hier gänzlich fremd ist.

Hamburger Volksfeste giebt es im eigentlichen Sinne sehr wenige; einem einzigen wohnte ich vor einiger Zeit bei, und Sie werden nicht errathen, welches der Gegen-

stand desselben war. Man nennt dieses Fest, das am 6. Juli jedes Jahres gefeiert wird, das Waisengrün, und die armen Waisen der Stadt ziehen dann in einem feierlich bettelnden Aufzuge durch die Straßen, in Colonnen getheilt, deren Anführer besonders festlich geschmückt sind und Büchsen tragen, in welchen sie die milden Gaben der Einwohnerschaft für das Waiseninstitut einsammeln. Man nennt dies ein Fest und die ganze Stadt ist dann in Bewegung, um die armen Würmer umherziehen zu sehen, für die schon Tage zuvor alle Wochenblätter von Hamburg Gedichte gebracht, um ihnen die Theilnahme der Mitleidigen zu erregen. Nachdem die Kinder ihre Geschenke empfangen, geht der Zug vor das Steinthor hinaus, wo sie unter einem Zelt gespeist und getränkt werden. Sie erhalten zu ihrer Labung Kuchen und Bier, was mir in unserm Cholerajahrhundert eine gefährliche Combination für das arme kleine Waisenvolk zu sein scheint. Um das Zelt herum, auf dem grünen Wiesenplatz, hat sich aber das Volk in zahlreichen Gruppen gelagert, Buden mit allen möglichen Eßbarkeiten und Lustbarkeiten sind aufgeschlagen, in der Ferne halten auch einige Equipagen, aus denen die vornehmere Welt sich das lustige Getümmel mitanschaut, das hier, man weiß nicht warum, entstanden ist. Sie kennen gewiß das Treiben unseres Stralauer-Fischzuges in Berlin und so müssen Sie sich auch ungefähr dies Waisenfest denken; es ist ein Stralauer Fischzug mit Waisenkindern. Das Volk tummelt sich so lange auf der Wiese herum, bis die Speisung

der Kleinen vollbracht ist, die dann wieder in feierlichem Aufzuge aus ihrem Zelt heraustreten und dabei von Stadtsoldaten, die sich seltsam dazu ausnehmen, durch das Gedränge eskortirt werden. Die kümmerlichen bleichen Gesichter der Kleinen verdienten wohl, daß man ihrem Fest weniger Oeffentlichkeit gäbe und ihnen stiller Freuden bereite, welche das kindliche Gemüth mehr ansprechen und das Zartgefühl nicht unterdrücken helfen.

Aber der Hamburger läßt sich zuweilen gern rühren, was man auch im Theater und der Art und Weise, wie er dort bei diesem und jenem Stück seine Sympathien laut werden läßt, beobachten kann. In Hamburg gilt noch eine gewisse Theatermoral, von der man sich gern sein Herz erweichen läßt, nachdem man den Tag über seine Sinne an den Rechentisch gefesselt; und manche Schauspiele einer gewissen Gattung erregen hier noch stürmischen Beifall, die anderswo nicht mehr gesehen werden. So wird auch Halévys Jüdin hier mit einem gutmüthig abgeänderten Schluß gegeben, den diese Oper nur in Hamburg hat: der Jude rettet hier nämlich die Recha, indem er noch zur rechten Zeit die Erklärung über ihre Geburt abgiebt, sie ihrem wahren Vater in die Arme wirft und zum Frohlocken des ganzen Publikums ausruft: „So rächt sich ein Jude!“ Daß man in Hamburg den Juden diese Satisfaction habe geben wollen, ist weniger anzunehmen, als daß die hamburgische Gutmüthigkeit es rührender und ohne Zweifel moralisch erbaulich findet, wenn Recha leben bleibt, statt daß sie unnütz auf dem Scheiterhaufen verbrennt und

nachher der grenzenlose Jammer herauskömmt, sie sei nicht einmal die Tochter des Juden! Man setzt sich hier gegen Alles, was nicht von Nutzen ist. —

Die Hamburger sind ein gutmüthiges, ehrliches, behagliches und lebensfrohes Volk! Man kann hier lernen, sich das Leben angenehm zu machen, seine Schmerzen sich abzugewöhnen, seine Phantasie zu zügeln und sich auf einen profitabeln Fuß mit allen Mächten des Daseins zu stellen. Kommen Sie hierher, mein Freund! Im Sommer kann man sich hier ganz vortrefflich auf dem Lande einrichten, und das Landleben ist in Hamburg so reizend und fast kunstmäßig ausgebildet, wie in keiner andern Gegend unseres norddeutschen Vaterlandes. Die hauptsächlichste Gesellschaft von Hamburg finden Sie im Sommer auf dem Lande, in herrlichen und prächtigen Villen und schönen geschmackvoll eingerichteten Gärten. Die ganze Umgegend von Hamburg ist mit stattlichen Landhäusern bevölkert, von denen einige freilich in dem allerwunderlichsten Styl aufgeführt sind und die Absicht verrathen, daß der reiche Eigenthümer für sein Geld auch etwas ganz Besonderes habe besitzen wollen. In der Reihe der schönen Villen an der Alster vor dem Dammthor findet man solche, deren Bauart dem bizarrsten Geschmack fröhnt, z. B. eines, das völlig wie ein Ei gemacht ist, und andere ähnliche Spielereien. Die Mode, auf dem Lande zu leben, die sich durch den Reiz der schönen Umgegenden rechtfertigt und nur durch die kostspielige Thorsperre gewissermaßen in Zaum gehalten wird, hat in den nächsten Umgebungen Hamburgs fast

eine neue Stadtanlage gebildet, und die Hamburger haben auch allen ihren städtischen Luxus in ihr Landhausleben mithineingenommen. Die Natursentimentalität ist nicht groß genug, um, was auch kaum zu verlangen wäre, den Magen zu ätherisiren, der hier an den ländlichen Tafeln, so gut wie in der Stadt, die raffinirtesten Genüsse der Kochkunst begehrt, und Rousseau's Naturmensch, der sich in eine hamburgische Villa flüchtete, um in dieser Ferne von der Stadt recht am Busen der Natur zu schwelgen, würde sich vielleicht durch einen sehr seltenen Seefisch oder eine wunderschöne Capernsauce von seiner Schwärmerei bekehren lassen. Uebrigens fehlt es in dem Landhausleben der Hamburger auch nicht ganz an geistigen Genüssen, besonders Musik ertönt vielfach in diesen Villen, und wenn es auch wenige schöne Stimmen hier giebt, weil das rauhe und veränderliche Klima die Organe nicht begünstigt, so mangelt es doch keineswegs an einer eifrigen Beschäftigung mit der Musik, die hier, wie jetzt überall in der Welt, als Modesache bei der Erziehung betrieben wird. Auch kann man sich in der Unterhaltung sehr lustig und heiter ergehen, nur muß man dabei eine gewisse Art von Witz vermeiden, welcher in der hamburgischen Gesellschaft auch nicht den geringsten Anklang findet und sogar viele Vorurtheile, selbst Mißtrauen hier gegen sich hat. In Hamburg herrscht viel gesunde, derbe, praktische Lustigkeit, aber der Witz ist fast ein verbotener Einfuhrartikel, dem man mit langen und verwunderten Gesichtern zusieht. Ich will den prickelnden Reiz des berliner Witzes nicht als et-

was besonders Lobenswerthes in Schutz nehmen, vielleicht ist er sogar eher eine Krankheit als eine Gesundheit, und dient blos als Nieswurzentladung einem regen Naturell, das sich unter lauter abstracten und schläfrigen Verhältnissen wach zu erhalten sucht. Aber es ist gewiß nicht zu läugnen, daß es zugleich die scharfe Intelligenz des berliner Volks ist, welche in diesen prickelnden Witzen aufbricht, und daß es einem andern Volksnaturell, das solche Witze gänzlich von sich abweist, an Intelligenz dazu gebrechen muß. Ein berliner Eckensteher ist in der That ein geistiger Heros gegen einen hamburger Krahnzieher, der noch das rohe Natursymbol vorstellt, während Jener schon von dem Apfel der Schlange gekostet hat und danach nicht nur sehend, sondern auch witzig geworden ist. Man lacht in Hamburg gern und leicht, aber man faßt schwierig und langsam einen Witz auf. Und selbst in mancher sehr gebildeten Gesellschaft, wenn Ihnen einmal ein Witz einfällt, ist es besser, daß Sie hinterher sagen: „dies sollte ein Witz sein, ich bitte tausendmal um Entschuldigung!" als es darauf ankommen zu lassen, daß man Sie mit baarem Ernst beim Worte und beim Buchstaben nimmt und dadurch einen Zweifel über Ihren Verstand ausdrückt. Aber auch auf Hamburg kann man vielleicht anwenden, was Rahel einmal von einem jungen Mädchen sagte: „sie ist zu glücklich, um witzig zu sein!" und so nehme man denn diese eigenthümliche Stadt, die in der That glücklich ist und so viele schwere Sorgen der Gegenwart und Zukunft

gar nicht kennt, für das, wofür sie sich giebt, und mäkeln nicht an ihr und witzeln nicht in ihr!

Außer dem Witz, müssen Sie sich auch der Complimente möglichst enthalten, wenn Sie in einer hamburgischen Gesellschaft Ihr Glück machen wollen, und Sie sehen, wie wenig eifersüchtig ich bin, daß ich Ihnen, ehe ich Sie hier einführe, alle möglichen Vortheile an die Hand gebe, um mich auszustechen, während ich selbst erst durch saure Erfahrungen mir dieselben habe erwerben müssen. Man liebt in Hamburg die Complimente nicht, oder legt vielmehr, was oft Eines und Dasselbe ist, ein zu großes, derbes und ernsthaftes Gewicht darauf. Weiß der Himmel, wie es zugeht, daß wir Berliner mit Complimenten so gesegnet sind, während man in Hamburg in der That keuscher umgeht mit dieser dialektischen Schönthuerei des heutigen Gesellschaftswesens. Eine hamburgische Dame würde es für eine Liebeserklärung ansehen, wenn sie Ihnen auch nur das allergewöhnlichste Compliment sagte, für das sie sich in Berlin nicht einmal zu bedanken nöthig hätten; und auch Sie, mein Theurer, würden ihr ein empfindliches Erröthen verursachen, wollten Sie diese Dame auch nur mit der Fingerspitze eines Compliments berühren, das man an andern Orten noch gar nicht für ein Compliment ansehen würde. Nehmen Sie sich also wohl in Acht, zügeln Sie Ihr menschenfreundliches Gemüth, und lassen Sie Alberti's Complimentirbuch nicht aus der Tasche heraussehen, wenn Sie von Berlin her gewohnt sein sollten, es bei sich zu tragen. Sie stiften sonst unter hiesigen

Familien Unheil mit Redensarten, bei denen Sie sich vergeblich auf Alberti und Rumohr berufen würden. Denn auch Rumohr's Schule der Höflichkeit ist in Hamburg ebensowenig eine Autorität als der Verfasser selbst, und ich kann Ihnen von dem Letzteren selbst eine schreckliche Anekdote erzählen, die sich mit ihm hier in Hamburg zugetragen. Es war vor mehreren Jahren, als ich mich das erste Mal hier befand und wo auch der Herr Baron von Rumohr in Hamburg anlangte und in dem Gasthof zur Sonne abstieg. In diesem Gasthofe ist die Bedienung sehr rasch und gefällig, und wenn Herr Baron von Rumohr zum ersten Frühstücke klingelte, erschien der Kellner mit einem dienstfertigen: „Ja wohl, Herr Rumohr!" Klingelte Herr Baron von Rumohr zum zweiten Frühstück, so mußte er wieder dasselbe hören: „Ja wohl, Herr Rumohr!" Da verging ihm schon der Appetit zum Mittagsessen, aber er überwand sich und setzte sich an die Tafel, doch was er auch zu wünschen und zu befehlen haben mochte, immer vernahm er das Unisono aller Kellner: „Ja wohl, Herr Rumohr!" Darin war auch ein Kellner wie der andere, und sie glaubten es noch recht gut zu machen in dem treuherzigen und ehrlichen Ausdruck ihrer Mundart. Herr Baron von Rumohr mochte nun gehen oder kommen, stehen oder sitzen, freundlich oder ungehalten sein, immer nannte man ihn auf das Beeifertste schlechtweg: Herr Rumohr! Er konnte es nicht mehr aushalten und reiste schon am zweiten Tage wieder von Hamburg ab. Freilich bedachte er nicht, daß in einer groß-

artigen Kaufmannsstadt, und zwar mit Recht, der bloße Name mehr Credit und Gewicht haben muß, als jeder noch so bedeutsame Titel, aber vielleicht hätte doch Herr von Rumohr schon seines „Geistes der Kochkunst" wegen eine besondere Berücksichtigung bei den Hamburgern verdient. —

Ich will Ihnen auch noch eine hamburger Comptoirgeschichte erzählen, die sich wirklich vor einiger Zeit hier ereignet hat und die fast einen tragischen Melodramencharakter an sich trägt: ein Beweis, daß auch die doppelte Buchhaltung einer Kaufmannsstadt tragische Elemente zusammenzuziehen vermag und daß die schwankenden Würfel von Soll und Haben ironische Schicksalswürfel sein können, an denen das menschliche Glück sich zerschmettert. Ein junger liebenswürdiger Kaufmann hat sie mir erzählt, in dessen Familie sie sich zugetragen, und es wird wohl weiter keine Indiscretion sein, wenn ich sie, mit Veränderung der Namen, weitersage, da sie überdies jener hier sehr geachteten Familie nur zur Ehre gereicht. —

Herr Elias Selig saß an einem frühen Sommermorgen auf seinem Comptoir, aus der Mitte seiner Commis mit königlicher Würde hervorragend. Zum Fenster schien lächelnd die Sonne herein auf die Zahlen, die Herr Elias Selig in seine Rechnungsbücher einzeichnete; es war die Sonne des Glücks, die über dem großen Geschäft waltete. Ehrlich aber barsch, zuverlässig aber mürrisch waren die Züge des gestrengen Kaufherrn, und in den kolossalen Falten seiner Stirn hatte sich die bis nach beiden Indien reichende Spekulation ihr Nest gebaut. Zweierlei Dinge

quälten ihn aber auf seinem Comptoir; es waren die Fliegen und die Bettler. Die einen hatten es auf seine große Nase abgesehen und die andern auf seine große Tasche, und beide schienen sich oft zu gleicher Zeit verschworen zu haben, ihn gerade bei der allerdringendsten Correspondenz aufzuhalten. Herr Elias Selig verscheuchte die ersteren durch einen gewaltigen Fliegenwedel und die letzteren durch den Donnerton seiner Stimme, den er jedoch meist mit dem linden Regensäuseln einiger Schillinge begleitete. Heut saß ihm wieder eine große Bremse über der Nase, die sich von da bald in den halbsilbernen Backenbart, bald auf den Federbüschel flüchtete, und Herrn Elias Selig schwoll die Zornader auf seiner Stirn, als es noch dazu in demselben Augenblick mit jenem leisen und demüthigen Fingerdruck an die Thür klopfte, der jedesmal eine verhaßte Störung verrieth. Ein kleines gebücktes Männchen trat herein, machte die tiefsten Reverenzen von der Welt und scharfüßelte sich mit jenem unterwürfigen Wesen, das Herrn Elias Selig so verhaßt war, bis zu dessen hohem Herrschersitz hin. „Draußen geblieben, es wird nichts gegeben!“ donnerte Elias Selig, indem er mit einem so heftigen Schlag die Bremse niederschlug, daß das ganze Comptoir zitterte. — „Aber ich bitte Sie“ — stammelte der Eingetretene zitternd, indem er mit noch tieferen Verbeugungen sich näherte. — „Kein Wort! Hinaus mit Euch!“ wüthete der erzürnte Comptoirherr; „ich mag kein Bettelgesindel auf meinem Comptoir leiden!“ — „Aber ich bitte Sie, mein Herr Selig!“ rief das zusammengedrückte kleine Männchen

in feinem sächsischen Dialekt, indem es sich endlich ein Herz faßte und Athem zu schöpfen wagte: „ich bin ja keen Bettler nich! Ich bin ja keen Anderer nich, als der Gerhard aus Leipzig, Ihr Commissionair in Baumwollenstoffen, und bringe Sie hier zwee baare hundert Stück Louisd'or, die ich Sie auszahlen will, weil ich doch in Hamburg bin, Herr Jemine!" — Damit holte das kleine Männchen einen schweren Beutel aus der Tasche hervor, und zahlte die blanken Goldstücke vor den Augen des erstaunten Herrn Elias Selig hin, der sich nun auf alle mögliche Weise bemühte, seinen Commissionair zu begütigen, und ihn zu Tische lud. —

Funfzehn Jahre waren seitdem verstrichen und Herr Elias Selig saß wieder einmal an einem frühen Sommermorgen auf seinem Comptoir, aus der Mitte seiner Commis noch immer mit königlicher Würde hervorragend. Die Sonne lächelte wieder durch das Fenster auf seine Zahlen wie damals und noch wie damals war sie die Sonne des Glücks, die dem Hause des Herrn Elias Selig nie untreu wurde. Aber auch von den Fliegen und Bettlern hatte er noch zu leiden wie damals, denn der Zirkellauf des trägen Daseins vollbringt sich immer auf dieselbe Weise. So klopfte es auch heut wieder ganz leise an die Thür, und eines überlästigen Gastes gewiß, rief Herr Elias Selig sein barsches: Herein! Bald erschien auch wieder ein kleines zusammengedrücktes Männchen, bei dessen Anblick sich die Züge des gestrengen Comptoirherrn augenblicklich erheiterten. „Ei, sieh da!" rief er ihm ent-

gegen — „mein guter Gerhard aus Leipzig! Wie lange ist es her, daß wir keine Geschäfte mit einander gemacht haben!“ — Es war wirklich der Gerhard aus Leipzig, den heut die gute Laune des Herrn Elias Selig so begrüßte, aber der Gerhard näherte sich diesmal nicht mit tiefen Verbeugungen und freundlichen Kratzfüßen, sondern blieb traurig und kleinmüthig an der Thüre stehen. „Ach Herr Jemine, mein guter Herr Selig!“ stammelte er endlich — „ich bin keen Anderer nich als der Gerhard aus Leipzig, aber ich bin Sie so gut wie een Bettler! Ich habe Unglück gehabt, mein ganzes Geschäft ist zu Grunde gerichtet, meine zahlreiche Familie muß Hunger leiden, und da wir früher zusammen Geschäfte gemacht, wollte ich Sie ganz gehorsamst gebeten haben, sich auch auf diesem Subscriptionsbogen zu unterzeichnen.“ — Hier entfaltete der Arme zitternd ein Papier, auf welchem seine Gönner milde Beiträge für ihn subscribirt hatten, und das Herr Elias Selig mit demselben Staunen ihm aus der Hand nahm, wie damals die zwei hundert Stück Friedrichsd'or. Herr Elias Selig, unwillig den Kopf schüttelnd über diese Geschichte, tröstete den Gerhard aus Leipzig. Er lud ihn auch diesmal wieder an seinen Tisch und entließ ihn gespeist und gestärkt. — — —

Wollen Sie eine Romanze daraus machen, mein Freund? Sie sehen, was auch die Welt einer Comptoirstube für Stoffe zu piquanten Dichtungen in sich einschließen kann! Adieu!

II.

Leben auf Helgoland.

Die Sturmwinde dieser grünen, jähzornigen, brausenden Nordsee haben heut Mitleid mit der eleganten Welt, welche auf dem Dampfschiffe: „Elbe", nach beendigter Saison, aus Helgoland zurückkehrt. Der Ocean hat die feineren Sitten der Dampfschifffahrt angenommen, und der schönen gebildeten Societät, die, von Jahr zu Jahr zahlreicher, in Modefrack und Atlaskleidern und brüsseler Spitzen seinen Tigerrücken befährt, bemüht er sich sichtlich, immer mehr und mehr zu zeigen, daß auch er sich cultivire. So glatt und anständig liegt er heut da, wie ein gebohnter Estrich, auf dem das taktmäßig schwankende Dampfboot mit der Grazie einer Taglioni seine zierlichen Schenkel dahin tanzen läßt, und nur zuweilen kräuselt er in einer mehr als mannshohen Welle seine Augenbrauen, wenn ihm der Wind eine schäumende Reminiscenz seiner himmelstürmen-

den Gigantennatur in die Gedanken bringt. Aber das Wasser bändigt sich vor dem Feuer, und die stille, dampfende Steinkohle zeichnet mit listiger Industrie den sichern Weg über das ungeheure Weltmeer, dessen mächtigste Windsbraut bei weitem nicht mehr so gefährlich ist, als das Platzen jenes Dampfkessels, nach dem dort, in der Mitte des Schiffes, die niedliche, wißbegierige Passagierin hinunterblickt, indem sie aus Mädchenübermuth an den Kohlensäcken die weißen eleganten Hände schwärzt. Es wird bei dieser auch die Meereswildniß durchschneidenden Civilisation bald nichts Fürchterliches mehr auf der Welt geben! Die industrielle Epoche wird alle großartigen Schrecken der Natur zu einem künstlich ausgeschnitzten Artikel der Technik verarbeiten. Es wird bald nichts Fürchterliches mehr in der gebildeten und gesitteten Welt geben, als etwa die gebildete und gesittete Welt selbst, die mit dem Firniß verkommener Zustände und abgelebter Einrichtungen sich lächelnd bemalt, und deren geschminkter Anblick grauenerregender und schreckeneinjagender ist, als der schwärzeste Meeressturm, nach dessen kräftig tobenden Geistern ich mich auf dieser Fahrt vergeblich sehne.

Die Reisegesellschaft hat sich in einzelne Gruppen auf dem Verdecke vertheilt, und von den Sprachen aller Nationen hört man abgebrochene Accente durcheinander schwirren. Hier und da lehnt ein Passagier mit dem Fernrohr über das Geländer, und sucht den rothkantigen Felsen Helgolands, der hinter uns immer mehr in die Nebel des Meeres zurücksinkt, noch ein Mal in die Nähe zu zaubern.

Dann erschallt plötzlich ein lautes: Hurrah! am Bord, das einem unten aus der Welle tauchenden Seekalbe gilt, welches Selbstverläugnung genug besitzt, seine ungeschlachte Physiognomie einen Augenblick lang zu zeigen; oder es gaukeln am leichtern Saume der Woge einige gefallsame Delphine vorüber, die durch ein wohllautendes sentimentales: Ach! von schönen Lippen sogleich als Damenlieblinge begrüßt werden. Es ist ein wahrer Heroismus von diesen holden Hamburgerinnen und Berlinerinnen, die wir an Bord führen, in die Nordseebäder zu reisen. Das Seebad verdirbt den Teint, wie du an allen jenen hübschen, rothbraun gewordenen Gesichtern ersehen kannst, die so muthig und erfrischt aus den seltsamen schwarzen und blauen Taffethüten hervorscheinen. Dieser Teint und diese helgoländischen Hüte, die noch als Trophäen des glorreich überstandenen Wellenbades bei der Rückkehr auf dem Dampfschiffe getragen werden, sind die echten Kennzeichen einer wirklichen Badegastin, bis endlich, beim ersten Schritt ans heimathliche Ufer, der kunstvollere Modehut wieder über die Locken gestülpt wird und bald auch Stadt- und Gesellschaftsluft die zu stark gefärbte Gesundheit der Wangen wieder bleichen. Einen solchen Hut habe ich als Varietätsexemplar für deine freundliche Schwester mitgebracht, guter Isidor! damit sie uns auf unsern ländlichen Wanderungen an Euern Elbufern darin entzücke, und ihn vielleicht in die Mode bringe. Diese echt nationalen Hüte der Helgolanderinnen, die schon früher Urzeit entstammen, und dort von den meisten Mädchen getragen werden, bestehen aus

nichts mehr und nichts weniger als einem Bogen dünner Pappe, zu einer länglich schmalen Hutform gedreht, und mit einem Stück Taffet oder sonstigem dunkelgefärbten Zeug übernäht, von dem ein Theil herunterfällt, um zur Bedeckung des Halses zu dienen. In diesen Hüten, die auch eleganten Gesichtern sehr gut stehen, besteigen die Badenden auf Helgoland früh Morgens die Böte, um nach der gegenüberliegenden Sanddüne, deren Strand den heilkräftigen Badeplatz darbietet, theils überzusetzen, theils übergetragen zu werden, denn von den seichten Stellen an übernehmen die Schiffer das Amt des heiligen Christophorus, und deine schöne Nachbarin, mit der du übergefahren, gefällt sich als reitende Amazone auf dem breiten Rücken eines wackern blauäugigen Lootsen Helgolands nicht übel. Auf der Düne abgestiegen, sondern sich, gegen den ursprünglichen Willen des Schöpfers, die Geschlechter, zur Rechten, und zur Linken, bis sie sich auf der Rückfahrt, lustiger und redseliger gestimmt, in den Böten wieder zusammenfinden, wo die Damen, mit ihrem lang herunterhängenden feuchten Haupthaar, das sie bis zu der nach der Rückkehr verschobenen vollständigen Toilette frei unter den Hüten hervorflattern lassen, uns einen malerischen Anblick bieten.

Ich treibe mich unruhig auf dem Verdecke auf und nieder. Unter den Passagieren kommt kein rechtes Verhältniß, keine lebhafte Unterhaltung zu Stande, und das

anziehendste, sinnvollste Gesicht, mit dem ich mich in stummer Unterredung aus der Ferne verstanden, hat sich plötzlich entfärbt, und ist, trotz der leichten Schwankungen des Meeres, seekrank geworden. Ich begebe mich vorn an das Bugspriet, wo zuweilen ein kühner Jüngling aus Langeweile oder Eitelkeit an dem Tauwerk hinauf klettert, und schaue still hinunter in die bewegte Meerestiefe, und in Lebenserinnerungen verloren, ist mir, als stiege Aphrodite, leise der weißen Brandung der Welle sich enthebend, in sanft herwehender Gestalt zu mir empor. Aphrodite, strahlende Meerestochter, dort von den aufflatternden Vögeln des Himmels begrüßt, und von der niedergehenden Sonne gefeiert, die durch deine wallenden Locken blitzt, was will mir dein süßer Gedankengruß, der an ein längst entwöhntes und hinuntergedrücktes Herz klopft? Wenn ich dem verstohleneren Geräusch der Welle zuhöre, meine ich, schmerzlich froh erschreckend, es flüstere eine Stimme zu mir auf, die sonst manches liebe und klangvolle Wort mir gesagt, wie seitdem nie wieder eine Stimme; und eifrig erschöpft sich die summende Woge in den alten Liebestönen, und das wunderbar rieselnde Spiel der Gewässer trägt die Scherze, die Thränen, die Einfälle, die Zärtlichkeiten, die mir unvergeßlich sind, an meinem Ohre vorüber. O, hör' auf, ich will nichts mehr wissen! Laß deine Orkane sämmtlich heulen, tückische Nordsee, gieb' uns den wilden Thieren deiner Stürme und Wellenschläge preis, und verscheuche der Gedanken geheime Wehmuth durch aufrüttelnde Empörung deines verderbenschwangeren Grundes, durch

die alte Macht des mit dem Dreizack donnernden Poseidon! —

Ich gehe in die Kajüte hinunter, um die Muße dieser ruhigen Fahrt zu nutzen, und dir, lieber Isidor, die verlangten Blätter über meine letzten Reisestationen zusammenzustellen. Diese Blätter sollen blos der Meeresgöttin, der Aphrodite, gewidmet sein, denn sie werden lediglich von den Helgolanderinnen und von der Liebe handeln. Ueber Anderes ein andermal.

Helgoland ist ein öder, unwirthlicher, schwermüthiger Felsen, an dem die Natur, die ihn zum Leitstern für die Seefahrer mitten aus dem Meere rief, einer bloßen Nützlichkeitstendenz nachgehangen, indem sie ihm nur spärlich verstattete, seinen harten Busen mit Blüthen und Laub zu schmücken. Eine Lustfahrt auf schwankendem Boote, zuweilen auch bei Fackelschein, rings um die Insel, eine feierliche Promenade durch die Kartoffel-Allee sind der einzige Spielraum für die Bewegungen der Badegäste, die hier mehr, als anderswo auf's gesellige Zusammenhalten gewiesen sind, und sich gleichwohl in ziemlich gesonderte Zirkel gruppiren. Unter schattigen und gedankenvoll flüsternden Bäumen zu sitzen, und tiefsinnig, wie ein Arkadier, die Bekanntschaft, einer hier badenden Hamburgerin zu beträumen, ist dem Verliebten nicht einmal erlaubt, denn es gedeiht kein Baum auf Helgoland. Der starke und scharf-

athmige Wind, welcher einen beständigen Zug auf der Insel unterhält, hindert alle Bäume am Aufkommen, und nur wenn man dem freundlichen Gruße einer Helgolanderin folgend, in ein Gehöft tritt, gewahrt man hier und da ein dünnes, dürres Stämmchen, das gerade so hoch gewachsen, als die gegen den Wind schützende Mauer reicht. Dafür betrachtest du dir lieber die blühende Helgolanderin selbst, und studirst, während sie dir vertraulich ihre ganze Hauseinrichtung zeigt, diese merkwürdigen, nationellen Gesichtszüge, die wie Meereslilien unter der reinen scharfhauchenden Luft des Eilandes gedeihen, und von der freien Weltfernsicht des ringsum rauschenden Oceans eine gewisse Keckheit angenommen zu haben scheinen. —

Unten am Strande, im sogenannten Conversationssaale, welcher hier die Stelle eines mangelnden Kursaales vertritt, wird während der Badezeit jeden Sonntag ein Ball veranstaltet. Prager Musikanten spielen Strauß'sche Walzer, mit einigermaßen erkältetem Takte auf diesem äußersten Thule der Deutschen Tanzkunst, und Berliner und Hamburger, welche gewöhnlich den Kern der Helgolandischen Badebevölkerung bilden, drehen sich danach in einem dämmernden, halb erleuchteten, schmalen Zimmer. Bei der spärlichen Beleuchtung verdämmern mir die Umrisse der Figuren, ich fange an, Gespenster zu sehen, die vollgerundete Gestalt jener junonischen Hamburgerin erscheint mir wie ein schmackhaft zubereitetes Rostbeef, das begehrlich vor mir herumtanzt, und dort die anmaßende Nase eines berühmten Malers, welcher auf Helgoland den Maître

de Plaisir zu spielen pflegt, verzerrt sich mir im Schatten zu einem ungeheuren Pinsel, der mehr moralisch, als malerisch auf mich wirkt. Von diesen Hoffmann'schen Phantasien gefoltert, entfliehe und entsage ich den Freuden der eleganten Welt, und eile hinaus, um einen zweiten Ball zu besuchen, auf dem sich die frischen und kräftig schönen Naturkinder Helgolands untereinander ergötzen. Hin und wieder mischen sich auch unter den Ball der Badegäste tanzlustige Helgolanderinnen, aber selten im vollkommenen Schmucke ihrer Nationaltracht, welche besonders durch das turbanartig geschlungene Kopftuch diesen scharfgezeichneten, lebensvollen Gesichtern ein eigenthümliches Colorit giebt. Das sind aber nicht die rechten, welche die Civilisation der Badesaison bereits erreicht hat, und die ihre landesthümliche Schönheit nicht mehr in die alten Ueberlieferungen ihrer Insel einkleiden mögen. Auf ihrem Sonntagsballe im Oberlande, wo sie sich in der Schenke „zum rothen Wasser" versammeln, mußt du die urkräftige Mädchenflora Helgolands aufsuchen!

Die schwarze brausende Meeresnacht lag unter mir ausgebreitet, während ich die hundertunddreiundsiebzig Stufen der Treppe, welche das Strandland der Insel mit dem Oberlande verbindet, hinaufeilte, in meinen Gedanken Altengland für solchen bequemen Gang segnend, welches uneigennützig auf seine Kosten diese Treppe erbauen ließ. Oben wandelst du noch durch einige schmale Straßen, deren Enge keine Carosse durchläßt, und langst vor einem kleinen Häuschen im rothen Wasser an, wo auf einem nie-

eigen viereckigen Raume das Schönste, was Helgoland hervorgebracht hat, sich vor deinen Augen entwickelt. Einige munter gestrichene Fideln empfangen dich mit einer ehrbaren Tanzmelodie, und obwohl das Zimmer von dicken Tabackswolken durchzogen ist, so wird dir doch bald, nach der ersten Ueberwindung, hier wohl zu Muthe, wenn du die Reihe dieser fröhlichen, treuherzigen, arglosen Menschen musterst, und zu einer hübschen Helgolanderin, mit Aneignung von einigem Plattdeutsch, dich in Verhältniß setzest. Du läßt deiner Nachbarin, neben der du gerade stehst, ein Glas Punsch, das Lieblingsgetränk der Helgolander, geben, und ohne einen Augenblick zu zögern, nimmt sie das Glas von dir an und thut dir mit freundlichen Blicken und Worten Bescheid. Du siehst ihr in die schönen, kühnen, kecken und doch guten, frommen und treuen Augen, die über einer römischen Nase glänzen, und bewunderst den Adel und die antike Schönheit des Ausdrucks, von denen dies arme Fischermädchen umstrahlt ist. Selten groß von Gestalt, ist eine Helgolanderin fast immer von kräftiger Zierlichkeit des Baues, und im heitern und neckenden Gespräch, zu dem sie leicht gebracht wird, reicht sie dir vertraulich die feine, kleine Hand hin, die man hier selbst bei den niedrigsten Mädchen gewahrt. Sie bietet dir auch wohl von selbst ihr Glas, das ihr Bräutigam vor sie hingesetzt hat, und du mußt ihr dann entgegentrinken, und ergreifst sie nachher, diese naturfrische Gestalt in deinen Armen schwingend, zu einem raschen Walzer. Ihre eigenthümlichen Nationaltänze werden selten mehr von

ihnen getanzt. Aber sie widerstehen den Bitten nicht, wenn man lange in sie dringt, den sogenannten Riehl zu tanzen, eine Art helgolandische Ecossaise mit Trippeltanz, der sehr ermüdet und nicht den angenehmsten Eindruck von ihrer sonstigen Naturgrazie giebt. Eine andre Nationalweise besteht in einem gewissen Contretanz, der von einem Tänzer mit mehreren Tänzerinnen getanzt wird, und nichts ist ergötzlicher, als wenn man einen helgolandischen Jungen, die hier auf der Insel eine merkwürdige Kaste bilden und in ganzen Schaaren den Fremden ihre Dienste und Künste zur Belustigung anbieten, für einen Schilling veranlaßt, sich zu einem solchen Tanze zu engagiren.

Es kann nicht anständiger, ehrbarer, und lustiger hergehen, als auf einem solchen Tanzboden in Helgoland. Dies brave, unverdorbene Völkchen bleibt selbst bei den heftigsten Ausbrüchen des Uebermuths und der Trunkenheit liebenswürdig, und die anmuthigen Insulanerinnen, die sich mit so vieler Vertraulichkeit und Freundlichkeit dem Fremden annähern, und scherzhaft und herzhaft sogar mit ihm necken und herumschlagen, verrathen eben durch diese Unbefangenheit, bei allem Scheine von Freiheit, ihren natürlichen Unschuldszustand, der, wenigstens gegen die Fremden, wie eine unüberwindliche Festung sich darstellt.

Dagegen findet man unter den Helgolanderinnen selbst ganz verschiedene und freiere Begriffe von den socialen Verhältnissen herrschend, als in dem modernen Gesellschaftsleben unseres Continents, wo eine erkünstelte Reinheit der Sitten mit Mangel an Vertrauen und vergiftendem Arg-

wahn, sich mischt, anerkannt werden dürfte. Hat sich nämlich ein helgolandisches Paar vor Gott und ihrem eigenen Herzen Liebe und Treue gelobt, so ist es, merkwürdig genug, allgemeine Sitte bei dieser Inselbevölkerung, daß sich die Verlobten mit der größten Freiheit alle Rechte der Ehe unter einander zugestehen, und daß die Hochzeit erst später, wo die Gunst der Umstände und des Erwerbes es gestattet, als ein Nachkommendes hinzuzutreten pflegt. Dies schaurige Eiland mit seinen düstern abgebröckelten Klippen, die der ewige Sturmschlag der Wogen wieder in den Abgrund hinunterzuspülen sucht, ist ein traulicher Naturtempel der über alle Gesetze erhabenen Aphrodite, welche die armen Kinder eines unwirthlichen Elements zu den wärmenden Opferflammen ihres Altars lockt, und ihnen die Kultur durch den Kultus, die zweideutigen Bequemlichkeiten und Vorzüge der Civilisation durch süße und arglose Hingebungen an das Naturrecht, welches im Grunde das Vernunftrecht ist, ersetzt. Was werden aber die elftausend heiligen Jungfrauen dazu sagen, von denen einige große Gelehrte den Namen der Insel Helgoland (Heilig-Land) ableiten? Ich stand in Cöln in der Kirche der heiligen Ursula, wo ihre und ihrer elftausend Jungfrauen sämmtliche Gebeine noch heut als Reliquien aufbewahrt werden, und las die längs dem Hauptaltare unter einer Reihe von Wandbildern eingegrabene Legende von den elftausend Jungfrauen; deren es damals noch eine so ungeheure Anzahl in der Welt gegeben haben muß! Auf einem großen Theil der Seitenwände dieser Kirche und über den

Pfeilern und Bogen des Kirchenschiffes sieht man hinter Drahtgittern leibhaftig die Schädel jener elftausend heiligen Jungfrauen schimmern, die unter Anleitung ihrer tugendhaften Anführerin Ursula, einer brittannischen Königstochter, sich der ewigen Keuschheit gewidmet, und, als Propaganda der Tugend, zusammen eine Expedition durch die Welt gemacht, wo sie endlich, auf ihren gefahrvollen Hin- und Herzügen zur Verbreitung einer Virginitätsassociation, mit dem schlechten Resultate aufhörten, daß sie von den Hunnen massacrirt wurden! Diese elftausend heiligen Jungfrauen sollen nun auf ihrer Expedition auch bei Helgoland gelandet sein, und dort ihre schönste Zeit verlebt haben, damals, als die Insel noch groß, blühend und herrlich gewesen. Oder soll man einer andern Lesart der Legende glauben, welche versichert, daß die alten Bewohner Helgolands diesen Ueberfluß an heiligen Jungfrauen nicht zu schätzen gewußt, und sich, zum Besten der Liebe, so lieblos gegen dieselben benommen, daß zur Strafe das Land großentheils wieder versunken und eingeschrumpft, und nur noch das kleine mürbe Stück Fels übrig geblieben sei, dessen sich heute die Badetendenzen der Zeit bemächtigt haben, und das, unter den ungewohnten Tritten der eleganten Welt, jetzt seinem Wiedereinsturze in das Meer nahe zu sein scheint. Ich überlasse es dir, kluger Isidor, zu glauben, was dir das Vernünftigste scheint, und wenn du dich über den Namen, so wie über die wirklichen Gefahren der Insel in ihrem heutigen, durch so viele Jung-

frauen locker gewordenen Zustände näher unterrichten willst, den trefflichen gelehrten Lappenberg nach zu sehen*). —

Du kannst dir aber keine herrlichere Seele voller Liebe und Treue denken, als eine Helgolanderin ist. Ihre Ehen sind äußerst glücklich und ungemein fruchtbar, und wenn die erst seit einigen Jahren wirkende Badesaison nicht allmälig durchdringt, so findet man in den Herzen dieser Insulanerinnen einen Fonds von Sittlichkeit, Frieden, natürlicher Hingebung und reizender Arglosigkeit, deren Vereinigung unsre Gesellschaftscivilisation bisher eher gehindert, als erstrebt hat. Wenn man in ihre Wohnzimmer tritt, wird man von einem seltsamen partriarchalischen Ruhegefühl umfangen, man möchte sich mitten in dieser glückseligen Beschränktheit niederlassen mit all' seiner schmerzlichen Vergangenheit und hoffnungslosen Zukunft, mit all' seinen Gedanken über Politik, Liebe und sociale Zustände; und von Ehrfurcht ergriffen, stand ich selbst vor ihren merkwürdig hohen Ehebetten, die so steil sind, daß sie erst mit Vorbereitungen erklettert werden müssen, und schon dadurch zu einem wichtigen und beson-

*) Herr Lappenberg hat es übrigens aus wissenschaftlichen Gründen wahrscheinlich zu machen gesucht, daß Helgoland keinesweges schon so locker sei, um den von andern Gelehrten befürchteten Rücksturz in das Meer besorgen zu dürfen, so wie es derselbe Forscher auch historisch bestritten, daß die Insel früher eine größere Ausdehnung gehabt. Das Meer kehrt sich indeß an den conservativen Lappenberg nicht, und reißt ein Stück nach dem andern von dem Kontinente der Insel los, wie man an vielen einzelnen, aus den Wellen hervorragenden Klippen ersehen kann, die früher mit der Insel zusammen gehangen.

dern Lebensmoment für die Helgolander werden. Während aber Fruchtbarkeit und heiteres Zusammenleben wie ein Himmelssegen ihre Ehen bezeichnet; so ist auf der andern Seite nicht minder charakteristisch, welche sociale Stellung der Geschlechter untereinander durch die Gemüthseigenschaften der Frauen bedingt wird. Die Helgolanderinnen dulden nämlich nicht, daß ihre Männer viel arbeiten, und verrichten daher die meisten und beschwerlichsten Geschäfte, welche ihre Lebenseinrichtung mit sich bringt, selbst. Sie führen ein mühevolles und angestrengtes Leben, während die Männer auffallend müßig gehen und faullenzen. Die Frauen bestellen den Acker, die Männer stehen ruhig dabei und leisten ihnen nicht die geringste Hülfe. Die Frauen tragen alle Lasten die große Treppe zum Oberlande hinauf, die Männer gehen neben ihnen her, ohne eine fördernde Hand anzulegen. Dies verrichtet Alles bei den trefflichen Helgolanderinnen die Liebe, deren freierkorener Wille es ist, daß ihre Geliebten, so lange sie sich auf dem festen Insellande befinden, und nicht mit dem stürmischen Elemente draußen zu kämpfen haben, der größten Schonung und Ruhe genießen sollen. Denn eine Helgolanderin muß in beständiger Besorgniß leben um den geliebten Gatten oder Bräutigam, die, beim Lootsen oder beim Fischfange, welches ihren gefahrvollen Erwerb ausmacht, mit allen Stürmen und Tücken des menschenfeindlichen Oceans sich herumzuschlagen haben, und früher oder später einmal ein Opfer des Meeres werden. Auf der höchsten Höhe der Klippe harrt die Helgolanderin mit ihren weitreichenden, blauen

Späheraugen auf das schwankende Boot, aber der Bootsmann ruht unten im kühlen grünen Schooße der Meerestiefe, und die weinende Helgoländerin schleicht langsam in die verödete Hütte zurück, wo sie sich aus Treue und Leid zu Tode grämt. Klein ist der Friedhof der Insel, und nur über der treuen Helgoländerin wölbt sich bald ein neuer Hügel, die übrigen vermehrend. Der Helgoländer da unten hat ein schöneres Grab von Krystall und Smaragd und Perlenthau, wie ich es mir längst gewünscht habe. —

Wenn ich ein Maler wäre, ich malte alle diese Gesichter, aber nicht wie der Maler Jordan seinen berühmten „Heirathsantrag auf Helgoland." Dies Bild sieht man auch in Steindrücken in manchen Stuben der Helgoländer, aber so schön es in der Gruppirung ist, so enthält es doch vieles Fehlerhafte und Störende, das noch wenig bemerkt worden. Das Mädchen hat nicht das rechte helgoländische Gesicht in der schärfsten Auffassung dieser entschiedenen Eigenthümlichkeit, noch die angemessene Tracht; der zum Heirathen recommandirte Bursche aber ist fast gänzlich mißrathen. Sein Gesicht ist gut, aber kein Helgoländer trägt, wie dieser, eine Schlafmütze, außer vielleicht im Bette, niemals jedoch auf der Gasse. Man begreift auch nicht, warum der Maler ihm gerade in dieser Situation, als Bräutigam und Liebenden, eine Nachtmütze auf den Kopf gegeben. Am meisten aber ist gegen dies vielverbreitete Bild einzuwenden, daß es durchaus nicht in der Weise und Sitte der Helgoländer liegt, auf diese Weise ihre Verlobungen und Liebesbündnisse zu schließen, und daß

wenigstens eine solche Scene nicht als etwas Charakteristisches aus dem helgolandischen Leben genommen werden konnte. Ein Mädchen und ein Bursche Helgolands machen es erst unter einander selbst aus, ehe sie den Vater zu Rathe ziehen oder sich von demselben einander recommandiren lassen. Denn in dem Herzen dieser Naturkinder waltet die Eigenmacht der Liebe. —



III.

Der Landpfarrer.

Ein Kapitel aus einem verlorenen Roman.

Müde bin ich — sagte Kandidat Fahrenstern — und Durst hab' ich, und Abend ist es, und der beste Gastwirth dieser Erde wohnt dort links um die Ecke, und ich dächte, Freund, wir machten uns auf zu ihm, denn er hat guten Wein im Keller, der herrlich und trefflich schmeckt, und ein allerliebstes Töchterchen im Hause, das mir zärtlich gewogen ist!

Geh' und erquicke Dich nach gewohnter Weise! sagte Lilidor lächelnd. Ich zieh' es vor, noch ein wenig die Straßen hier auf und ab zu wandeln. Der Abend macht die Gassen romantisch, die Gärten neben den Häusern duften, und in den Schleiern der Dämmerung glänzet der goldige Schein des Himmels!

Du Gefühlvoller! rief Fahrenstern. Sättige Dich an Luft und Duft, und berausche Dich in Phantasien, und ge-

nieße den schönen Abend. Eine Flasche Wein soll mir bessere Dienste thun, als dieser armselig romantische Abend, und wenn mir Emmas Lippen mit verstohlener Gunst einige Küsse bieten, das wird himmlischer sein, als dieser Himmel mit seiner kalten, kupfrigen Abendröthe. Adieu, mein Sentimentaler, auf Wiedersehn! Werde klug, und schaffe Dir bald irgend was Liebes an, und liebe Wein, Weiber und den Gesang! Schau, so manches hübsche Kind blickt hier und dorten hinaus zum Fenster, die eine mit Rosenwangen, die andre in Lilienschönheit. So manche trägt noch im Busen ein unerobertes Herzchen, und im Herzchen eine kleine Sehnsucht nach Kußgetändel und Liebesspiel. So manche ist liebenswürdig und läßt sich lieben, so manche ist noch zu gewinnen, Freund! Auf, auf, ermanne Dich und such' ein Weibchen!

Du bist jetzt gerade in der rechten Stimmung, um Deiner Gastwirthstochter die Aufwartung zu machen! entgegnete Lilidor. Geh', eile, versäume die Stimmung nicht, und laß mir die meine! Ich will jetzt den Mond und die Sterne ansehen, und Dir werden in Deines Mädchens Augen die seligen Sterne aufgehen, und Dir Lust und süßes Leid tief in dem Busen wecken!

Du hast die vernünftigsten Ansichten von der Welt! sagte Fahrenstern. Und dafür sollst Du auch nächstens eine Pfarre bekommen, um auf der Kanzel den Kanzleistil Deines Lebens behaglich langweilig fortzuspinnen, während ich armer lustiger Teufel auf ewig ein Kandidatus zu bleiben genöthigt sein werden zu müssen scheine,

aber der Kandidatenstand ist der Stand der Hoffnung, und die Hoffnung ist die Würze des Lebens, und das Leben, es lebe hoch! Adieu!

Mit diesen Worten eilte er fort und ließ seinen ernsteren Freund nachdenklich stehn.

In der abenddämmernden Wohnstube saß der Gastwirth Hoppe, und horchte bei einer gemüthlichen Pfeife Tabak auf das Getös und den Lärm seiner Gäste, der aus dem angränzenden Zimmer im fröhlichen Wirrwarr herüberscholl. Emma, seine Tochter, stand neben der Wiege ihrer kleinen Schwester, und sang mit gefälliger Stimme ein Liedchen, um das schreiende Kind zu besänftigen.

Ruhe bringt der Abendstern
Seinen müden Kindern gern
Nah und fern!
Ruhe bringt der Abendstern!

Der Abendstern bringt Ruh',
Drum thue die Aeuglein zu!
Schlafe, schlafe Du!
Der Abendstern bringt Ruh'!

sang Emma, doch im Innern gedachte sie dabei ihres Fahrenstern, und wünschte sehnlich, daß er da sei, um, wie

schon manchen Abend, an seinem traulichen Geschwätz und Tändeln sich zu unterhalten.

Da wurde es plötzlich in dem Gastzimmer widergewöhnlich laut, mehrere Stimmen schrieen heftig durch einander, es erhob sich ein allgemeiner Aufstand. Hinaus mit ihm! ward gerufen. Wir wollen ihn nicht in unserer Gesellschaft dulden! Der Kerl sieht aus wie der Teufel, und mag von irgend einem Galgen entlaufen sein! Seine Nähe verdirbt uns den Wein und giebt ihm einen räucherigen Beigeschmack! Fort mit dem Lumpenküster!

Ich werde mich an den Wirth wenden! entgegnete eine Baßstimme, die Thür ward aufgerissen, und im seltsamen Aufzuge trat ein Mann in die Wohnstube, der ungeachtet seiner zerrissenen, unkenntlichen Kleidungsstücke den Anschein eines Landpfarrers behauptete. Ueber und über von Staub bedeckt, ohne Schuh' und Strümpfe, im Gesicht blutrünstig, zerschlagen, und auf widerwärtige Weise beschmutzt, mit zerrauftem Haar, das unter einem schwarzen Käppchen wie Borsten eines wilden Thieres hervorragte, war sein Anblick schaudererregend und konnte leicht die ungünstige Behandlung, die er erfahren, entschuldigen. Er wandte sich mit höflicher Gebärde an den Wirth, und sagte: Es thut mir leid, daß ich Ihnen Unannehmlichkeiten verursache! Ich bin der Prediger eines benachbarten Dorfes, und Zufälle auf der Reise haben mich in diese Lage versetzt, die Ihre Gäste zu so groben Ungebührlichkeiten verleitet hat. Erlauben Sie, daß ich in Ihrem Zimmer mich niederlasse, und meine Flasche Wein hier in

Ruhe trinke, um sodann nach genossener Erquickung auch meine äußern Umstände zu verbessern, und Sie sollen mich nicht undankbar finden und unerkenntlich.

Nach Gefallen! stotterte Meister Hoppe, über des Fremden edeln Anstand verlegen werdend, da er ihm gern die Thüre gewiesen hätte. Er sieht aus wie ein Landstreicher oder Mordbrenner und spricht wie ein Buch! dachte er bei sich selbst. Gewiß ein Spion, auf jeden Fall ein Hallunke und schlechter Kerl, keineswegs aber ein Landprediger, wie er vorgiebt, und der soll hier in meiner ehrlichen Stube hausen? In des Teufels Herberge mit solchen Patronen! Mein Gasthaus ist das angesehenste in der Stadt, und wer nicht honett ist, für den hab' ich weder Wein noch Obdach! — Aber ihm fehlte der Muth, diese Gesinnungen laut werden zu lassen, und mit erheuchelter Freundlichkeit räumte er dem Fremden einen Tisch ein, und ließ Licht bringen.

Gute Lebensart gegen Fremde und höfliches Betragen — fuhr dieser zu sprechen fort, indem er Platz nahm — sind Tugenden, die man noch immer, ungeachtet unsrer aufgeklärten Zeit, viel seltener in der Welt findet, als ihr Gegentheil. Jene lieben Leute drinnen wollten in ihrer Mitte mich nicht dulden, weil unglückliche Ereignisse auf dem Wege, Verirrniß im Walde und langes Herumschweifen über Hecken und Gräben mein äußeres Ansehn entstellt und widerwärtig gemacht haben. Wie niedrig, wie gemein und geistlos geurtheilt! Also die Kleider machen den Mann, das sind ihre Grundsätze, und sie offenbaren

dadurch, daß auch sie nur durch ihre Kleider für Männer gelten, oder daß der Schneider sie gemacht habe, wie es mal irgendwo in einer göttlichen Tragödie ausgesprochen.

Herr! rief Hoppe aufbrausend — ich bin der Wirth, und ich bin ein guter Wirth, und Sie schelten mir da meine Gäste und meine Gäste sind gute Gäste, und wer mir meine Gäste schilt, den will ich nicht zum Gast haben, den werf' ich zur Thür hinaus! Meine Gäste sind keine zerlumpten Landstreicher!

So war es nicht gemeint, guter Herr Wirth! entgegnete der Fremde, ihn ernst und bedeutend ansehend, daß Hoppe erschrak und furchtsam zur Erde blickte. Wie sollt' ich dazu kommen, Ihre Ehre nur im mindesten zu beleidigen? Sie sind ein trefflicher Wirth und haben ein achtsames Auge auf Ihre Gäste; Ihr Haus ist das bedeutendste in der Stadt, jeder vornehme Fremde kehrt bei Ihnen ein, und verläßt es mit Wohlbehagen und größter Zufriedenheit. —

Gehorsamer Diener! unterbrach ihn Hoppe, mit einem Scharrfuß. Wozu soll Das, dergleichen Schmeicheleien laufen auf etwas hinaus, das spricht man nicht so für die lieben, leichten Winde, was wollen Sie, haben Sie ein Anliegen an mich, ich gebe schon mein Monatliches an die hiesige Armenkasse, und solche feine Betteleien werden bei mir abgewiesen! — Doch was sprech' ich? fuhr er, sich besinnend, fort. Sie verzeihen, Herr, ich bin zuweilen etwas confus, meine Gedanken machen Abstecher, aber warum sitzen Sie auch in einer so verwünschten, zerfetzten

Bettelgarderobe da, daß einem schlechte Ideen unvermerkt zwischen die Zähne kommen, und wären Sie auch der heil'ge Apostel Petrus selbst, oder Paulus, oder Lucas, oder sonst irgend einer! Nichts für ungut, Herr — Irren ist menschlich — Sie werden Einsichten haben —

Bedarf keiner Entschuldigung! sagte der Fremde. Nur um eines will ich Sie bitten, mir über einen gewissen Punkt Rede zu stehn. Hat vielleicht heute, wahrscheinlich erst gegen Nachmittag, ein junger Mann bei Ihnen eingesprochen, der sich Herr von Bach nennt, und eine junge liebenswürdige Dame begleitet, die er entweder für seine Frau oder für seine Schwester ausgeben wird? Ich will Ihnen Beide beschreiben, zuerst den Mann. Er ist noch in den Zwanzigen, mittlerer Größe, hat ein blasses, abgelebtes Gesicht, blondes Haar, alle seine Züge verrathen einen seichten Suitier, und nur in Schmeicheleien und zuvorkommendem Betragen gegen die Dame wird er eine gewisse Gewandtheit und auch wohl Annehmlichkeit blicken lassen. Sie selber, ich brauchte sie nicht zu beschreiben, wenn ein Engel jemals vom Himmel gestiegen wäre; ich könnte sagen, sie war ihm ähnlich, wie seine Schwester. Ihre schlanke Grazlengestalt blüht nur einzig auf dieser Erde. Wo dufteten noch solche Blumenwangen, wo strahlen noch solche Augen, im süßen Himmelblau, ein unwiderstehliches Zauberlicht, das Geist und Sinne trunken dahinreißt! Ihr Lächeln ist der goldene Traum der Liebe, ihr Ernst stimmt zur seligen, thränenthauenden Andacht jegliche Brust, ihr munteres, leichtfertiges Wesen läßt ver-

schmachten in Wonne und Sehnsucht, sie zu genießen, und läßt die Ewigkeit aufgeben um einen Kuß, zwei Küsse von ihr, um zu trinken die Unsterblichkeit ihrer Lippen!

Er war bei diesen Worten aufgestanden, seine Gebärden verriethen die größte Bewegung, sein dunkles Auge rollte wie in wilder Begeisterung, alle seine Züge gewannen Ausdruck und Leben. Sie war treulos! flüsterte er leise zu sich selbst, nach einigen Augenblicken des Stillschweigens. Doch was ergreift Dich an diesem Orte, vor fremdem und ungeweihtem Ohr, ihr Angedenken so tief und mächtig? — Herr Wirth! fuhr er zu Hoppe gewandt fort, den vorigen gleichgültigen Ton erkünstelnd. Ist Ihnen vielleicht ein solches Paar, wie ich es eben beschrieben, heut zu Gesicht gekommen?

Ihre Beschreibung war zu verwirrt — antwortete Hoppe — um mich mit Sicherheit daraus zu vernehmen, aber der Name, den Sie nannten, trifft zu. Ja, ein Herr von Dach mit einer jungen Dame sind heute Mittag hier eingekehrt, schien vornehmes Volk zu sein, forderten das beste Zimmer, das ich im Hause hätte, das abgelegenste von der Gaststube, und verzehrten nichts als ein Gericht Forellen, die man allerdings in der auserlesensten Sorte bei mir vorfindet. Vor einigen Stunden sind sie abgereist, um im nächsten Dorfe, so viel ich gehört habe, zu übernachten.

Im nächsten Dorfe? schrie der Fremde. So nah bin ich meinem Ziele? Auf, fort, schaffen Sie mir ein Pferd, Herr Wirth, es koste, was es wolle, gleich und im Augen-

blick! — Doch lassen Sie nur! Ist es wahr, daß sie dort übernachten wollen, treff' ich sie zeitig genug, und muß erst meinen Diener hier abwarten, der mit besseren Kleidungsstücken für mich kommen wird. — Doch um Vergebung, der wahre Name, den ich meine, heißt Herr von Bach — wenn ich recht hörte, sagten Sie Herr von Dach?

Herr von Dach! erwiederte Hoppe. Ich glaube, es ist mit Ihnen selber nicht so recht richtig unter dem Dache! und verließ mürrisch und kopfschüttelnd das Zimmer.

Wie leicht kann der gute Mann die Namen verwechseln! sagte der Fremde zu sich selbst. Herr von Bach! Herr von Dach! Ich glaube demungeachtet, daß es die rechten sind. Sie forderten ein abgelegenes Zimmer, sie aßen Forellen — Forellen waren von jeher ihre Lieblingsspeise!

Die Arme über einander geschlagen, ging er mit heftigen Schritten auf und nieder, das Licht auf dem Tische flackerte und drohete zu verlöschen. Im Hintergrunde des Zimmers saß Emma, in einem Lehnstuhl, das Köpfchen in die Hand gestützt, und begann ängstlich zu werden, daß sie mit dem fremden, wunderlichen Manne allein war. Er schien ihre Anwesenheit jetzt erst zu bemerken, seine Mienen wurden gefälliger und er sah oft und lange mit freundlichen Blicken zu ihr hinüber. Sie stellte sich schlafend, drückte sich in die Polster des Lehnstuhls und athmete stärker, wie wenn sie schlummere. Er näherte sich ihr leise, mit dem Licht in der Hand, um das Antlitz des schlafenden Mädchens zu betrachten.

Ein stilles, sanftes Gesicht! sprach er — angehaucht von blühenden Träumen und lieblich übergossen vom süßen Schlaf. Ruhe, liebes Mädchen, ich kenne Dich nicht, aber Du gefällst mir, ruhe und schlummere sanft! Verschlossen sind jetzt Deine frischen Lippen, aber bald vielleicht werden sie einem Liebsten reizend entgegenschwellen, und diese Wangen, die jetzt der Traum röthet, werden im Purpur der Liebeswonne sehnsüchtig flammen. Ach, wäre mein Inneres so sanft und sturmlos, wie die Fläche Deines traulichen Angesichtes, und so rein, wie der Athem Deines Schlafes! Holdes Kind, Rosenknospe, laß mich küssen Deinen Mund, und theile mir Deinen Frieden mit, der Dich still umweht! Gemüthliches Bild der Unschuld, stärkender, erhebender Anblick, wenn die Gemeinheit des Lebens unsere Seele verfinstert hat!

Er neigte sich bei diesen Worten zu ihr hernieder, und wollte sie umfassen, doch Emma, die bisjetzt sich nicht zu regen gewagt hatte, fuhr entsetzt zusammen, sprang auf und rief mit heftigem Angstgeschrei um Hülfe. Da klopfte es von Außen mit gewaltiger Faust an die Fensterscheiben, daß die Gläser klirrend in Stücke sprangen, ein Flügel des Fensters ward aufgestoßen, und eine männliche Gestalt schwang sich herein. Von der Zugluft verlöschte das Licht; das Kind in der Wiege ward munter und weinte laut, Emma ergriff es eilig in den zitternden Armen und entfloh bebend hinaus zum Zimmer. —

Es war Fahrenstern, welcher jetzt zum Fenster hereinstieg, und mit drohender Gebärde auf den Fremden

zuschritt. Er hatte draußen auf sein geliebtes Mädchen gewartet, ob sie nicht, wie oft, vor die Thür kommen würde, zum Plaudern und Kosen in heimlicher Abendstunde. Das niedrige Fenster ließ ihn bequem in die Stube blicken, und Emma's freundliche Gestalt erspähend, gewahrte er den Fremden, hörte die Geliebte schreien, und eilte, ihr durch kühnen Entschluß Hülfe zu bringen.

Mein Herr! redete er den Fremden an. Wir begegnen uns hier Beide im lieben Mondenschein, aber hoffentlich zu keinem Liebesduett, sondern wenn Sie Ehre besitzen, werden Sie mir Genugthuung geben, gleich auf der Stelle. Sie haben ein Mädchen beleidigt, die ich vor jeder Kränkung zu schützen gewillt bin, die mein Leben ist und für die ich mein Leben wage! Wer Sie auch sein mögen, Sie sind ein Schuft, bis Sie Ihre Ehre wieder von mir eingelös't!

Nicht zu vorschnell, mein junger Herr! entgegnete der Andere kalt. Ihre Jugend verhindert mich, Sie beim Wort zu nehmen. Aus Mitleid überhöre ich Ihre Beleidigungen. — Doch was seh' ich! fuhr er fort, unsern Fahrenstern näher betrachtend, indem er vor Verwunderung die Hände zusammenschlug. Mein Sohn! treffen wir uns hier, und auf welche Weise, in welcher seltsamen Begegnung! Hans, erkennst Du mich denn nicht, Deinen Vater!

Wunderbar! sagte der junge Fahrenstern, wie von Erstaunen gelähmt, ihn ansehend. Ja, Vater, Du bist es, jetzt kenn' ich Dich, guten Abend, doch eher hätt' ich ver-

muthet, heute noch Consistorialrath zu werden, als Dich hier und so anzutreffen, und Dich fast zum Duell zu fordern, mein alter, guter, wunderlicher Vater!

Der alte Fahrenstern umarmte seinen Sohn und Beide freuten sich des unverhofften Zusammentreffens. Der Mond leuchtete hell ins Zimmer, in der Gaststube neben an war es still geworden, nichts regte sich im ganzen Hause, nur draußen summte noch die geschäftige Magd mit heiserer Stimme ein verbuhltes Lied, und die Aufwärter schäkerten und lachten mit ihr, und trieben unfeine Scherze. —

Daß ich mich hier aufhalte, Vater! sagte der junge Fahrenstern — habe ich schon vor einigen Wochen geschrieben und Dir gemeldet. Du weißt, ich hatte hier Absichten auf eine Pfarre. —

Ganz recht, ich erinnere mich! sagte der Vater. Andere Dinge haben mich in diesen Tagen beschäftigt und so tief ergriffen, daß alles Uebrige in meinem Gedächtniß zurückgetreten! Aber was machen Deine Bewerbungen, theurer Sohn?

Wahrscheinlich bin ich zu gut für diese Pfarrstelle — antwortete Fahrenstern, denn ich habe sie nicht erhalten. Du weißt, man muß bei diesen Geschichten immer erst lange warten, und um mich das Warten nicht verdrießen zu lassen, hab' ich ein wenig flott gelebt, und das ist herumgekommen, und da hat es denn geheißen, ich würde unmöglich ein guter Seelenhirt werden, denn mir fehle ganz die milde, göttliche Hirtenseele, ich sei ein Säufer und Liedergahn! Amen! sprach ich. Ich werde auch nicht ver-

hungern, und sollte der Fall eintreten, so komm' ich in den Himmel, statt in ein langweiliges Consistorium, und damit Prosit!

So recht, mein Sohn! sagte der alte Fahrenstern. In den gemeinen Verhältnissen des äußern Lebens gleichgültig und kalt zu bleiben, das ist die Philosophie, die ich Dich immer gelehrt habe. Den Philister verachten wir, nur an Freundes und der Geliebten Brust sind wir wahre Menschen, warmempfindende, und lassen unsere Gefühle strömen, eine goldne, sonnige Flut!

Ja wohl, Vater! entgegnete der Jüngling. Du bist nun schon seit Jahren Landpfarrer in Eierstock, und wirst Dir das dort ausgebrütet, und aus dem Leben herausphilosophirt haben, bis auf Heller und Pfennig richtig! Aber laß das gut sein und erzähle mir lieber wie Du jetzt hier herkommst, in welchen Geschäften, in welchem Aufzug! Himmel, wie siehst Du aus, jetzt bemerk' ich erst recht den Zustand Deiner Garderobe, welch' ein Gott hat Dich untergehabt; welcher Teufel hat Dich verunstaltet, welches Schicksal zerriß Deine Kleider und raubte Dir Schuh' und Strümpfe! Wie, und in solchem Kostüm dachtest Du vorhin Glück zu machen bei meiner Emma, und fielest ihr um den Hals, und wolltest das Mädchen küssen. Vater, Du bist ein kühner Geist, wahrlich, das hätt' ich selber mir nimmermehr zugetraut, in dieser Deiner Beschaffenheit einer Dame die Cour zu machen. Aber es freut mich, daß sie Dir gefallen hat, es ist meine Emma, sie hab' ich mir aus-

erlesen, wir sind uns beide gut, innig und herzlich, und sie soll dermaleinst meine liebe Frau werden!

Ich billige Deine Wahl! sagte der Vater. Sie ist lieblich gestaltet, und muß ein schönes Herz in dem Busen tragen. Liebet euch, sie sei der Frühling Deines Lebens und lasse Dein Leben in duftiger Blüthe schimmern; wenn Dein Herz trunken ist in Andacht; mache sie Dich zum Gott, wenn Dein Herz leer ist von dem seichten Leben, flüstre ihre Nachtigallenstimme Dir milden Trost und umwehe Dich mit Träumen der Abendröthe! Liebet euch, und seid glücklich beide; und liebt euch das Leben zum Paradies und verküßt die Sorgen und vertändelt zusammen die Zeiten der Schwere! — Aber von etwas Anderem will ich jetzt zu Dir reden, Hans! fuhr er nach einigem Stillschweigen, im zutraulichen Tone fort! Wenn Vater und Sohn sich ungehindert alles mittheilen können, das ist ein süßes Glück dieser Erde, und wir wollen es uns nicht rauben! Was ich Dir zu sagen habe, lieber Sohn, betrifft mein eignes Leben in der nächsten Vergangenheit, und soll Dich zum Theil über den Zustand aufklären, in dem Du mich jetzt hier findest. Nicht lange mehr hab' ich Zeit, auf diese Unterhaltung zu verwenden, bald muß ich fort, drum setze Dich her und vernimm!

In der Stube war es allmälig ganz dunkel geworden, der Mond schien nicht mehr, und der alte Fahrenstein holte ein Feuerzeug aus der Tasche, das verlöschte Licht wieder anzuzünden. Nachdem er einige Gläser Wein, die noch in der Flasche waren, für seinen aufmerksamen Zuhörer eingeschenkt, be-

gann er also: Es ist Dir nicht unbekannt, mein Sohn, wie ich von dem Amt eines Predigers denke, daß nur eigne, dunkle, mißverstandene Neigungen meiner Jugend mich zu diesem Beruf verleitet, und daß ich eine gleiche Standeswahl bei Dir nimmermehr würde gebilligt haben, aber Du schienst im Anfange Deiner Studienlaufbahn eine ganz andere, von meinem Wesen unendlich verschiedene Natur zu sein. Genug, daß ich mich auf meiner Landpfarre zu Eierstock stets unheimlich fühlte und ohne Frieden; hinaus ins Leben steuerte mein frischer, beschwingter Geist, doch ich saß fest mit den Flügeln auf meiner Kanzel, wo die wahre Andacht verstummen muß, die wahre Andacht, die wie ein kühner Adler um die Ewigkeit Gottes in seligem Rausche schwärmt, wo nur die traurige, langweilige Moral sprechen kann, zu Menschen, die man nicht hinausführen darf über die Grenzen ihres engen, matten, formellen Lebens! — Ich ertrug alles, ich vergaß es und war glücklich, so lange Deine Mutter noch lebte, in ihren Armen, in dem Zaubergarten der Liebe, der alle Sorgen einschläfert mit seinen Lethedüften und den tausend melodischen Stimmen seiner Quellen, Brunnen und Aeolsharfen! Sie starb, ich hielt ihr die Leichenpredigt, die erste Predigt, bei der ich weinte; frage mich nicht in welcher Oede seitdem ich trauerte und mein Leben welkte. Jahre vergingen, der Mensch überlebt alles, sie war todt, ich hatte sie begraben, ich sehnte mich nach neuer Liebe und neuer Lust! Die Arme sind geöffnet, das Herz schlägt! Zieh' ein, neue Geliebte, in aller Deiner Lieblichkeit! Töne

wieder, Glockenspiel der Liebe! Strahle wieder, Festtag der Liebe, mit Deiner heitern Sonne, mit Deinen funkelnden, flammenden Nächten, wo die Sehnsucht in Wonne sich stillt!

Da riefen mich einst Geschäfte in die Residenz, mehrere Tage mußt' ich mich dort aufhalten, dort war es, wo das Schicksal meiner künftigen Tage sich entspann. Ich spazierte eines Abends auf der öffentlichen Promenade, und musterte die Spaziergänger, nahm die wandelnden Damen in Augenschein, als sich mir ein Mädchen mit Blumen in den Weg stellte, und ihre Frühlingswaare zum Verkauf ausbot. Ich betrachte sie näher, sie gefällt mir und fällt mir auf, welche zarte Wangen, welch ein himmlisches Auge, welche holde Gestalt bei einem Blumenmädchen von diesem Stande. Ihr schlechtes Gewand, das die reizenden Glieder nur leicht verhüllte, sprach von Armuth und Dürftigkeit, sie rührte mich in dieser Erscheinung, ich bestellte sie mit Blumen in meine Wohnung auf Morgen früh. Ihr Bild beschäftigt und beunruhigt mich die ganze Nacht, ich kann den Gedanken an sie nicht los werden. Am Morgen kam sie, besser angezogen als gestern, das blonde Haar in wallenden Locken, mit heitrem Antlitz, lieblicher glänzend beim Schein des Tages; ihr „guten Morgen!" wie süß gesprochen, wie naiv accentuirt! klingt mir diese Stunde noch lebendig im Ohr und Herzen! Doch genug, es war ein seliger Anfang neuer Liebe, ich liebte sie und sie widerstand nicht. Sie wurde mein, ihr Vater war ein verarmter Gärtner, er übergab mir seine Tochter, und

glücklich zog ich mit dem lieblichsten Wesen nach meinem Eierstock. Da ward es im alten Pfarrhause wieder lebendig und lustig und alles um mich her schien zu lächeln und zu strahlen in heitrem Glanz und fröhlichem Farbenschimmer meiner neuen Sonne. Da war ich wieder ein Mann, da war es wieder ein Leben! Die lang verstummte Sprache der Liebe jubelte laut, da blieb der Morgen nicht mehr ohne Grüße, der Mittag nicht mehr ohne geselliges Tischgespräch, der Abend nicht mehr ohne die süßeste Unterhaltung, ohne Scherz und Kuß, ohne Phantasieen von Glück und Ruh', ohne Andacht und höhere Seligkeit. Wie sie nach und nach mir immer inniger sich gesellte, wie ihr Geist sich mir erschloß, den ich zu allem, was ihrer würdig war, zu bilden und in seinen schönen, bisher vernachläßigten Fähigkeiten zu entwickeln strebte. So verging uns beiden ein Jahr, Adelaide war jetzt erst liebenswürdig, über ihr anmuthiges Wesen war der Schein einer gebildeten Seele ausgebreitet, sie war jetzt erst fähig, wie früher meine Liebkosungen, so jetzt meine tiefern Gefühle zu verstehn, zu theilen! Unser Glück war auf dem Gipfel, aber der Gipfel jedes Dinges ist auch sein Ende; vernimm kurz, wie es sich ergab. Sie war schön, aber sie war treulos, sie schien mich zu lieben, aber ihre Liebe war wankelmüthig! Adelaide ward auf ein Mal ganz verwandelt und umgeändert, kalt gegen mich und einsylbig, launisch und mißbehaglich, ich konnte den Grund dieser Veränderung nicht einsehn. Was ist dir, Adelaide? rief ich schmerzlich und kummervoll. Welcher Wurm benaget dein fröhliches

Blumenleben, das erst noch herrlicher und immer herrlicher aufblühn sollte? Was ist dir, sprich es offen heraus, und alles, was fehlt, muß sich finden und alles muß sich ausgleichen. — Ich sprach dies im traulichsten Tone, sie schien verlegen zu werden, zu erröthen, faßte sich aber bald, ein boshaftes Lächeln umspielte ihre Lippen, stralte aus ihren Augen, den lieben, blauen Augen, die sonst nur Huld lächelten. Ueber den langweiligen Landpfarrer! sagte sie höhnisch, und wandte mir den Rücken und hüpfte munter, wie mir zum Spott, in den Garten fort. Mein Sohn, das ergriff mich, das wollte mich zerschmettern, ich hätte das Weib würgen können, und mich selbst, ich hätte weinen mögen und schluchzen wie ein Kind, und zerfließen in Leid und Wehmuth. Ach, und in diesem Ausdruck der Bosheit war sie dennoch schön, sie konnte Verlangen erwecken, sie wär begehrenswerth! Himmel, woher dieser Zwiespalt! Wer gab ihr diesen Gedanken ein, diesen verderblichen, tödtenden! — Ich wankte in meine Studierstube, ich schloß mich ein und sann über den Vorfall nach, es ward Abend, ich ward finstrer und wußte nicht Rath noch Hülfe. Nach einem Becher Wein, meinem gewöhnlichen Schlaftrunk, fühl' ich mich auffallend müde und matt, dumpf und träge, ein eiserner Schlummer sinkt plötzlich über mich und will die kraftlosen Glieder zu Boden werfen. Ich ermanne mich mit Gewalt, ich untersuche den Wein, der mit einer großen Dosis Opium untermischt, so lethargisch wirkte. Das hat sie gethan! ruf' ich entsetzt. Ich soll schlafen, unterdeß will sie, wer weiß was, Ver-

rätherisches und Heimtückisches ausführen und mich berücken, und mich belisten, und ich soll es verschlafen und mein Unglück ruhig geschehn lassen. Doch ich will nicht, bleierner Druck des Schlummers, weiche von mir, ich will wachen, und will spähn, wo sie ist und was sie thut, die Treulose!

Dieser Gedanke ermuntert mich, ich bin frei von den Banden des Schlafes, ich suche sie im Hause, ich stürze fort in den Garten, wie ein Rasender, wo in der entferntesten Laube, an der Seite der Landstraße, Stimmen tönen und Worte zu hören sind. Es ist mein Weib, das ich dort erblicke, mit einem fremden Mann tändelnd und kosend, beim verschwiegenen, heimlichen Abend, ungestört und sich sicher wähnend. Er hat sie umfaßt, er küßt sie mit tausend Schmeicheleien und Liebesworten, ich erkenne ihn wohl, es ist der liederliche Neffe des Gutsherrn, ein junger Herr von Bach, ein alberner, seichter Mensch, der, ich begreife nicht wie, ihr Herz gewonnen und mir entwendet hat. In diesem Augenblick, wo ich sie ergreifen will, die Verrätherin, und sie überführen, befällt mich wieder die Macht des verdammten Schlaftrunks, um so heftiger, da ich seine Wirkung gewaltsam zurückgedrängt, die gepreßte Seele ringt vergeblich gegen diesen Zauber, ich sinke nieder, mein Geist umhüllt Nebel und Traum, ich will schrein, ihnen zuschrein einen Fluch der Hölle, der sie zerknirsche, wie gerichtete Sünder, aber der Laut versagt mir und wird zu einem nichtigen Seufzen! Ich sehe nur noch, wie ein Wagen von der Landstraße her vorfährt, wie der Herr von

Bach Adelaiden über das Stacket hebt, mit ihr in den Wagen steigt, ich höre noch einmal ihre liebliche Stimme flüstern, der Kutscher peitscht die Pferde, es rollt der Wagen davon, durch die Nacht, beim Mondenschein und Sterngefunkel und ich schlummre ein. — Morgen ist es, als ich erwache, wunderbar treten diese Bilder wieder vor mich, Zorn, Sehnsucht nach ihr, Wuth, Verzweiflung bestürmen mein Herz. Sollt' es möglich sein, daß sie wirklich fort ist! Entflohn mit einem Anderen, buhlerisch, treulos! Undankbare, wo bist Du, komm hervor, hier bin ich, Du bist nicht fort! Komm hervor, mein liebes, zartes Blumenmädchen, die meine Sorgfalt hat aufblühn lassen zur holden Blume, zur schönsten Gattin, aus einem schweifenden Blumenmädchen, komm, mein Kind, es ist jetzt Morgen, die Sonne scheint über die Gärten, die Lerche singt, laß den Kaffee in die Laube bringen, in der Laube ist's kühl und duftig, und setze Dich zu mir, und laß uns kosen und tändeln, und laß mich Dir die Hand küssen, die liebliche, weiße, und die schelmischen Lippen und die muntern, rosigen Wangen, und laß uns lauter Scherz treiben, Du Kleine mit den verliebten Augen! Komm, ich hab' es vergessen, daß Du mir ungetreu warst, Du bist jung und liebst die Veränderung, Du bist feurig und läßt Dich gern küssen, ich hab' es verziehn, aber komm nun auch, komm, komm, komm! — So eilt' ich rufend durch alle Gänge des Gartens, durch alle Gemächer meines Hauses, doch sie kam nicht, ich war und blieb allein, und sie war entflohn und fort. Ich muß sie wiederhaben, ich kann nicht ohne

sie leben, ich lasse meine Pfarre im Stich, und setze mich auf ein Pferd, und jage dahin über die Landstraße, ohne Rast und Aufhören, ohne Plan und Ueberlegung, nur vom blinden Eifer ins Weite dahingetrieben. Das Glück scheint mir günstig, ich treffe auf Spuren, wo sie durchgereist und verweilt, nach dieser Stadt sollen sie sich endlich begeben haben, mein alter Gaul bietet unter mir seine letzten Kräfte auf, er stürzt zusammen, ich lass' ihn in einem Graben liegen, wandre zu Fuß und bin dennoch mit Sonnenuntergang eine Viertelmeile vor diesen Stadtmauern. Da seh' ich über den Feldweg vor mir ein eiliges Paar dahinlaufen, Mädchen und Mann, sie scheinen mir verdächtig, sie blicken sich oft nach mir um, und eilen stärker. „Das mögen sie sein! denk' ich, das sind sie, ihnen nach, ergreife sie zur glücklichen Stunde!" Ich verdopple meine Schritte, ich rufe ihnen ein donnerndes Halt zu, sie stürzen schreiend fort und rennen aus Leibeskräften, ich ihnen immer nach, über Hügel und Gräben; durch Hecken und Gesträuch. Der Weg geht einen Weinberg hinan, ich lasse nicht ab, sie zu verfolgen, rastlos und unaufhörlich, mein Ziel bald näher, bald ferner vor Augen habend, da hör' ich plötzlich unter mir Geschrei und Fluchen, eine starke Hand ergreift mich am Fuß, es sind die Arbeiter des Feldes, die dort schlafend lagen, und deren einen ich ins Gesicht getreten, besinnungslos über ihn wegschreitend. Die Kerle springen auf, umringen mich, sie schlagen auf mich los, doch ich entfliehe ihnen, meine Beute zu erhaschen, sie und ihn, die, wahrscheinlich ganz ermattet und

nicht weiter könnend, am Abhange eines Hügels sich zitternd hinwarfen. Ich eile auf sie zu, sie strecken mir von fern flehend die Hand entgegen, sie weinen laut und rufen ängstlich Hülfe, da bin ich ihnen nah, da erkenn' ich sie — welcher Irrthum! sie sind es gar nicht, ein unschuldiges Bürgermädchen mit ihrem Bruder, beide fast noch Kinder, stehen zagend vor mir, stürzen sich mir zu Füßen, bis in den Tod erschöpft und von Angst gemartert. Die armen Kleinen, mein blödes Auge war an der Täuschung Schuld, sie hatten sich wohl anfangs vor mir gefürchtet, meines wilden, hastigen Ganges halber und fingen an, vor mir zu laufen, ich that alles, sie zu beruhigen und ihnen den Schreck zu vergütigen. — So erblickst Du mich denn nun hier, mein Sohn, und in diesem Aufzuge, von meinen abentheuerlichen Wanderungen hart mitgenommen. Es freut mich, daß ich Dir mein Schicksal habe erzählen können, lieber Hans, die Pflicht der Mittheilung ist erfüllt und ich muß jetzt abbrechen und aufbrechen. Eine neue Spur lockt mich zu den Entflohenen, neue Hoffnung glimmt in mir auf, die Treulose wieder zur Treue zu bewegen, daß sie wieder mein werde, und mein Glück sei, und mein Himmel und meine Seligkeit!

Der junge Fahrenstern hatte dieser Erzählung seines Vaters mit Aufmerksamkeit zugehört, und bezeigte ihm jetzt seine Theilnahme, und wünschte ihm, daß er das ersehnte Ziel baldigst erreichen möge. Es ist schon spät! sagte der Landpfarrer. Lebe wohl, mein Sohn, auf glückliches Wiedersehn!

Halt, Vater! sagte Fahrenstern. Wenn ich's auch billige, daß Du durch die Nacht ungesäumt wandern willst, denn Deine Liebe hat es eilig, so muß ich Dich, als ein guter Sohn, doch daran erinnern. —

Recte mones! fiel ihm der Vater heftig ins Wort — ja, es ist wahr, ich weiß, was Du sagen willst, mein Aeußeres nimmt sich ganz erbärmlich, ich gelte leicht auf der nächtlichen Landstraße für einen Räuber und Galgenvogel. Was ist da zu thun, wie mach' ich das, was soll' ich anfangen, dem Wirth hab' ich vorgeredet, mein Diener käme mit Kleidern nach, aber Wahrheit und Lüge, Ideal und Wirklichkeit stehen auch hier sich ewig und unerreichbar fern!

Mir fällt etwas ein! sagte Hans Fahrenstern, nach einigem Besinnen; der Gastwirth Hoppe hat gerade denselben Körper, wie Du! Dort liegen seine Kleider, dort stehn sogar seine Stiefel, dort auch sein Hut, die Noth nöthigt Dich, Du bist ein Geistlicher und kannst schon einmal sündigen, denn der liebe Gott ist Dein Freund, bemächtige Dich also dieser Garderobe und laß Deinen schwarzen, zerfetzten Kittel statt deren hier. Da Herr Hoppe außerdem mein Schwiegervater ist oder werden wird, so bleiben seine Kleider ohnehin in der Familie, und er kann sich dadurch nicht anders als geehrt und geschmeichelt fühlen!

Dieser Rath fand Beifall und war in Kurzem auch ausgeführt. In des Gastwirths ansehnlichen Feierkleidern stand der Pfarrer alsbald da, geschmückt und stattlich, und

lächelte wohlbehaglich über sich selbst, den guten Gedanken seines Sohnes preisend. Da hörten sie draußen auf dem Flur Hoppens Stimme, der während ihres Zwiegespräches in Geschäften außer dem Hause gewesen und jetzt zurückgekehrt war. Sie zögerten nicht länger, stiegen beide hinaus zum Fenster, und befanden sich im Freien, in der still sie umgebenden Dunkelheit der Nacht. —

Bis an das Stadtthor begleitete Fahrenstern seinen Vater, wo sie von einander Abschied nahmen und sich trennten. Kirre Dein holdes Liebchen oder Weibchen, dein treuloses, ausgeflogenes Täubchen, kirre sie wieder in Deinen Taubenschlag, und wann Du sie eingefangen, dann schicke mir aus Freude darüber einige Dukaten mehr für jeden Monat, denn die Lebensmittel sind theuer und der Wein will getrunken sein' Adieu! sagte Fahrenstern und begab sich alsdann nach Hause, der Andre aber eilte hastigen Schrittes über die Landstraße dahin. —

IV.

Die Freiheit der Völker und die Kunst.

Die künstlerische That, die That des schaffenden Genius, wir können sie unter keinem höheren Gesichtspunkt betrachten, als daß wir in ihr die Gewährleistung sehen für die That der Geschichte, für die That des politischen Gesetzgebers, für die That des in seiner Einheit und Freiheit sich erhebenden Staatslebens, eine Gewährleistung, indem sie den Bildungs- und Formtrieb des menschlichen Geistes an einem Object der Freiheit siegreich aufzeigt. Wird dieser freie Bildungstrieb der Völker, der durch die Kunst gewissermaßen seine Erziehung erhalten kann, die politischen Verhältnisse, den Staat, ergreifen, so wird das politische Schöpfungswerk von dem Kunstwerk die Idee der freien Organisation zu entlehnen haben. Denn die Idee der Organisation, die im Naturproduct noch als eine unmittelbare Thatsache der Nothwendigkeit vorhanden ist, sie hat im Kunstproduct

den Durchgang durch die geistige Welt des Individuums genommen, und ist dadurch erst in das warme Herzblut der Menschheit getaucht worden und hinübergetreten in den Gestaltungsproceß des Völkerlebens. Im Kunstwerk empfangen wir das erste geistige Bild der Organisation, das auf den freien Menschen selbst zurückweist, und das darum zugleich den ersten Ausweg darbietet, um von ihm aus zur wahren freien Gestaltung aller menschlichen Zustände überzugehen. Schiller sagt deshalb in seinen Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen" sehr treffend: „es giebt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht!"

Es scheint daher, daß die künstlerische Bildung den unmitelbaren Weg zur Bildung des freien Staatslebens zu zeigen im Stande sei, und schon in sich trage! Zwar ist bekannt, daß die Kunst gerade oft zu solchen Zeiten der Geschichte blühend gefunden wird, wo die politische Freiheit entartet war, oder die absolute Königsgewalt unnatürlich alle schaffende Volkskraft überragte. So rechnet auch Haller in seiner Restauration der Staats-Wissenschaften, die Künste wie die Wissenschaften gewissermaßen zum Regierungsluxus, und betrachtet sie als Regal, das am besten von den Königen ausgeübt werde. Aber wenn es nicht zu leugnen ist, daß sich die Blüthe der Kunst oft am glänzendsten und üppigsten um den Thron der absoluten Gewaltherrscher gerankt hat, so liegt darin nur scheinbar zwischen der Kunst und der Freiheit ein Widerspruch

ausgedrückt. Die Kunst ist es dann eben, in deren Region sich zu solchen Zeiten der göttliche Bildungstrieb der Menschheit, der den Organismus der Freiheit schaffen will, hineingerettet und verschlossen hat. Die Kunst hat ihrem Wesen nach die inwendig arbeitende Volkskraft in sich aufgenommen, und wenn sie sich damit zu den Füßen des Thrones niedergelassen, wenn sie damit vor einem Ludwig XIV. gekniet hat, so hat sie zugleich die Rechte des Nationalgeistes und die schöpferische Kraft der Individualität, der Gewalt gegenüber, geltend gemacht. Despoten haben daher die Künstler eben so sehr gefürchtet, als beschützt. Eduard I. ließ nach der Eroberung von Wallis alle Barden des Landes umbringen, was oft besser sein kann, als sie verpflegen oder mit Titeln schmücken zu wollen. Aber in dieser Grausamkeit des Eroberers beruht die höchste Anerkennung der in der Kunst treibenden und wirkenden Volkskraft, die in ihr zerstört werden soll. Der Palast, in welchem der Tyrann wohnt, kann von der Baukunst in den herrlichsten Verhältnissen aufgeführt sein, und mit den Formen der Schönheit ein lastervolles und schändliches Leben verhüllen. Die Kunst verliert durch den Gebrauch, der von ihr gemacht werden kann, nichts an ihrer Bedeutung. Aber der Tyrann hat in seinem eigenen Hause, das die nach idealen Gesetzen schaffende Architektur ihm hingestellt hat, in den Verhältnissen der Harmonie und des Gleichgewichts, die ihn umgeben, gerade diejenigen Gesetze anzuerkennen, die er seinen Völkern gegenüber zerstört und umgeworfen hat. Ueberall, wo die Kunst in

ihrer Vollendung erscheint, hat sie, und in schlimmen Zeiten gerade am meisten, die höchsten Gesetze der Menschheit in sich bewahrt, und die innerste Thatkraft des Volksgeistes in ihre Gebilde übertragen, wodurch sie oft den Anschein gewonnen hat, in den Zeiten der Entartung der öffentlichen Verhältnisse am höchsten zu gedeihen, während sie darin nur die Brücke gebaut hat zu den besseren und glücklicheren Zeiten hinüber.

Zwar kann die Kunst auch von schlechten Zeiten Verschlechterungen ihres Wesens annehmen, ihre Formen wie ihren Gehalt verderben und beflecken. Die meisten Gefahren drohen ihr dann von jener ästhetischen Zerstreuungssucht, wie sie zu gewissen Epochen sich der Völker bemächtigt, und wie sie namentlich solche Zustände der Restauration, wo künstliche Hemmungen für die Entwickelung des Volksgeistes eingetreten sind, zu charakterisiren pflegt. Es sind aber alsdann Kunstrichtungen eigener Art, welche auf den Schauplatz des Tages zu treten pflegen, es ist ein Zeitalter der Virtuosität angebrochen, statt eines Zeitalters der Kunst. Die Künstler erscheinen als Virtuosen, und benutzen die kranken und reizbaren Nerven ihrer Zeit zum Resonanzboden ihrer Absichten. Die Virtuosität entfaltet ihren prachtvollen Schweif, und schlägt damit ihre Räder, um durch diese dämonische Beweglichkeit einen Ersatz, zum Theil eine Travestie der stockenden Thatkraft des historischen Lebens darzubieten. Wir haben in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts eine solche faule nichtsnutzige ästhetische Zeit gehabt, und laufen Gefahr,

wenn unser öffentliches Leben nicht durch einen neuen großen Wellenschlag wieder gehoben wird, in diese Aesthetik der Restaurationszeiten wieder zurück zu versinken. Die Virtuosität ist uns dabei mit ihren berückenden Zaubern beständig nahe geblieben, und hat unsere Tageszustände umschwebt, mit dem gaukelnden Flug des Vogels, der eigentlich Unheil bedeutet, und schlimme Witterung anzeigt. Wo die Virtuosität solche öffentliche Bedeutung hat erlangen können, wie in der Restaurationsperiode die großen Sängerinnen und Tänzerinnen, später die brillanten Persönlichkeiten der Musik, welche bei uns an die Stelle der dem Teufel sich verschreibenden, umherziehenden Ritter getreten, wie sie sonst in der romantischen Poesie umherspukten; — wo solche Gestaltungen und Richtungen auf der Höhe des gesellschaftlichen Lebens stehen, da muß auf dem Grunde des ganzen Dasein Etwas verrenkt und gebrochen sein. In Zeiten, wo man auf dem ehrlichen historischen Wege mit den Ideen nicht fertig werden kann, erscheint die Virtuosität als die erschreckende Fertigkeit, mit Allem fertig zu werden, und einem Jahrhundert, das den Gedanken, den es gedacht hat, nicht durchbringen kann, durch das Undenkbare ein schwindelndes Entzücken einzujagen. Wer an nichts mehr glaubt, soll doch nun an das Unglaubliche glauben. Eine Zeit, die sonst nichts wagt, muß sich durch die Wagnisse einer einzigen Virtuosenhand übertroffen oder verspottet sehen. In der Virtuosität zeigt sich die Kunst, wie sie den Verderbnissen des Zeitgeistes verfallen, und in einem bacchantischen Taumel alle Mißklänge

ihrer Zeit in sich zusammengerafft hat, um gewaltsam und durch verzweifelte Anstrengungen eine Schönheit daraus zu machen!

Die Regierungen hat man zu manchen Zeiten auch von dieser schlechten Aesthetik Gebrauch machen und gewissermaßen Partei dafür ergreifen sehen. Die ästhetische Erziehung der Völker hat ihnen dann in ihrem Sinne keine Erziehung zur Freiheit oder zur Vernunft geschienen, sondern sie haben in dem ästhetischen Vergnügen eine Beschwichtigung für mancherlei unzeitige Aufwallungen, ein krampfstillendes Mittel, auch eine süße Belohnung für blinden Gehorsam, sich in Bereitschaft zu halten gesucht. Diese Ansicht, die hier und da eine polizeilich-ästhetische Bedeutung der Kunst zu entwickeln gesucht hat, sie trifft im Grunde mit einer andern, vielfach zur Geringschätzung der Kunst vorgebrachten Ansicht zusammen, wonach die Kunst, als blos dem Vergnügen dienend, ein spielerisches Kind, und eine Tochter des Müßiggangs, keinen Anspruch auf irgend eine geistige und ideale Geltung zu machen habe.

Dieser, das Wesen der Kunst, wie es scheint, am härtesten treffende Vorwurf, daß sie nur ein Interesse des Vergnügens sei, führt uns zur Betrachtung des Vergnügens selbst.

Eine Geringachtung der Kunst kann nur auf demjenigen Standpunkt daraus abgeleitet werden, auf dem überhaupt eine falsche und thörichte Ansicht von dem herrscht, was das Vergnügen ist. Das Vergnügen muß zunächst

als etwas durchaus Nothwendiges für die ganze Menschheit erkannt werden, und vieles schwere und wichtig gehaltene Gepäck, womit sich das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden sauer genug herumgeschleppt hat, wäre immer bei weitem eher zu entbehren gewesen, als das Vergnügen, dessen höhere Nothwendigkeit alle Zeiten durchdringt. Es hat noch kein Volk gegeben, das ohne Vergnügen zu bestehen vermocht hat, und selbst das verwahrloseste bethätigt eben in diesem Drang die höhere Würde und Freiheit der menschlichen Natur, die, eben so gut wie im ernsten sich selbst denkenden Gedanken, so auch im fessellosen Spiel der Freude sich bewußt werden kann, daß sie um ihrer selbst willen da ist, sich selbst genießend und sich selbst bestimmend nach göttlichem Ebenbild. Man hat in unsern Tagen viel von den Kanzeln herab gegen das Vergnügen gepredigt, und zwar nicht blos gegen die Lust von Redouten und Maskenbällen, und gegen deren Verlegung auf den Sonnabend, damit — wie es in einer in Berlin gehaltenen Passionspredigt des Prediger Arndt heißt — „ja die ganze Nacht durchschwärmt und der Tag des Herrn recht geflissentlich entweiht werde, und um alle seine Bedeutung und Heiligkeit komme im Volksleben!“

Dieser Eifer gegen die Berliner Sonnabends-Redouten kleidet schön, obwohl die darin liegende Voraussetzung, daß auf denselben wirklich das Vergnügen geherrscht habe, von Kennern noch in Zweifel gezogen werden soll. Dieser Prediger gegen das Vergnügen eifert aber damit zugleich gegen das Streben unserer Zeit nach einer freien

Verfassung, nach einer freien Presse, gegen die sogenannten Anmaßungen der Wissenschaft und gegen die Lust am Kunstwerk, in welchen Dingen allen in der That das größte Vergnügen besteht. Es ist überhaupt merkwürdig zu sehen, wie diejenigen, welche die höhere Nothwendigkeit des Vergnügens verkannt haben, damit immer zugleich die höhere Nothwendigkeit der Kunst, der Freiheit, der Vernunft abgeläugnet und in den Bann gethan haben. Sie haben dadurch das verbannte Vergnügen in gute Gesellschaft gebracht, wo es seinen Platz neben der Kunst, der Wissenschaft und der Freiheit erhalten, der ihm denn auch von Gott und Rechtswegen für alle Zeiten gebührt. Dies Vergnügen ist die wahre Muse des Menschengeschlechts, ein Allerheiligstes der Geschichte darstellend, zu dem die abstracte Frömmigkeit der Zeit nur dann erst Zutritt erhalten kann, wenn sie concret geworden, und in der lebendigen Wirklichkeit selbst den Gott gefunden hat.

Der allerdings immer stärker werdende Drang nach Vergnügen in unserer Zeit muß sub specie aeterni zugleich als der Drang nach Glück angesehen werden, der die heutige Weltstimmung vorzugsweise charakterisirt. Der Drang nach Glück, der sich von allen unsern öffentlichen Verhältnissen nicht mehr will abweisen lassen, er ist der ächte und starke Bürge für freie und schöne Gestaltungen, denen unsere Zeit entgegengeht. Von diesem neu erwachenden Glück der Menschheit mit fortgerissen wird der Staat sich der Schönheit öffnen, denn unter einem glücklichen Volke ist und wird Alles schön. Man hat von po-

litisch verderbten Zeiten häufig bemerkt, daß dann die schöne Bildung unter den Menschenkindern abgenommen habe. Die freien Griechen hatten die schönsten Formen auch des Leibes an sich. Winkelmann (in seiner Geschichte der Kunst I. 56) bemerkt, daß man unter den Griechen gar keine gepletschten Nasen gefunden hätte, welche, auf die Sclaverei deutende Form vorherrschend bei den geknechteten und uncultivirten Völkern auftritt. Es wäre daher keine Uebertreibung zu sagen, daß man den Völkern ihre Staatsverfassungen schon an den Nasen ansehen kann. In der Zeit des freien Staatslebens dringt die Schönheit bis in den innersten Haushalt eines Volkes ein, sie ergreift die Trachten, die Kleidung, die Hausgeräthe, die Wohnhäuser, und verkündigt durch die Harmonie ihrer Formen die Einheit des ganzen Volkslebens, in der alle Widersprüche der Gewalten gelöst und ausgeglichen sind. Aus dem verschütteten Herkulanum und Pompeji trat die wunderbare Totalität eines solchen Daseins wieder an das Licht hervor, und wir blickten hier in die kunstvoll eingerichteten und geschmückten Gemächer des alten Volkes hinein, um zu erkennen, wie ein großes öffentliches Leben sich in den täglichen und häuslichen Gewohnheiten eines Volkes als Schönheit ausdrückt.

V.

Ein frommer Tag in Neuwied.

Das Dampfschiff: Stadt Coblenz, welches mich von Bonn den Rhein hinauftrug, war fast nur mit zurückkehrenden Naturforschern, die von ihren eben beendigten Versammlungen sprachen, und mit reisenden Engländern, die nichts sprachen, beladen. Nur jener blonden Engländerin mit dem unbeschreiblich feinen und blassen Gesicht und den seltsamen, schönen, keuschen Augen, hatte ich, in meinem trümmerhaften und zum Theil aus veralteten Shakspeare-Ausdrücken zusammengerafften Englisch, die Romanze vom Ritter Toggenburg erzählt, als wir bei Rolandseck und Nonnenwerth vorüberfuhren. Hätte Schiller diese wunderbare Gegend, die Heimath der Sage, vor Augen gehabt bei seinem Gedichte, er würde ihr noch ein tieferes melancholisches Colorit der Umgebung geliehen haben. Die Romanze ist aber recht eine für blonde Engländerinnen,

mit kalter Schwesterliebe. Meine hörte so innig und eifrig zu, daß sie nicht bemerkte, wie ihr die à l'anglaise länglicht an Schläfe und Wangen anliegenden Locken der Wind auflöste. Nachdem ich meine leiseste Fingerspitze andeutend an ihr Haar zu legen gewagt hatte, hoffte ich zum Dank wenigstens aus ihrem Munde zu hören: „Ritter, treue Schwesterliebe widmet Euch mein Herz!" Aber auch nicht einmal dies, und so sagte ich ihr ein Lord Byron'sches Fare thee well and if for ever! und verließ das Dampfschiff, welches eben vor Neuwied Station machte, wo ich eine mir bekannte Familie zu besuchen hatte.

Diese schöne, stille, freundliche und obwohl kleine doch keineswegs kleinstädtisch gebaute Stadt liegt dicht am rechten Rheinufer, und prangt wie ein aus einem Heiligenknochen geschnitztes Kreuz in dem Halsgeschmeide dieses Flusses. Der Rhein gleicht einem mittelmäßig hübschen Mädchen aus alter, glorreicher Familie, dessen Namen, Mitgift und Brautschmuck herrlicher sind, als seine eigene Schönheit, ihm aber dennoch den allgemeinen Ruhm der Schönheit erwerben. So ist der Rhein als Strom nicht bemerkenswerther und schöner, als einige andere Flüsse in Deutschland, aber die Mitgift, die ihm Natur und Geschichte gegeben, seine Ufer, sind es, die ihn zu diesem einzigen Individuum unter den Gewässern erheben. Die deutschen Metaphysiker mögen es untersuchen (was wohl der Speculation werth wäre!): ob das Wasser, oder seine Ufer, einen Fluß zum Flusse machen? So viel ist gewiß, daß ein Fluß erst durch seine Ufer zur Person wird, und

so fährt man auf des Vater Rheins Rücken an seiner links und rechts sich ausmalenden Lebensgeschichte vorüber, die, mit tausend Erinnerungszeichen hoher Bergspitzen gen Himmel ragend, oder in die tiefsinnige Sage einer romantischen Schlucht sich einspinnend, bald mit dem grünen Rebenzweig sich fröhlich bekleidet, bald im altergrauen Stein der Schlösser, Ruinen, Felsen, an denen hochoben so viele Mährchen und Geschichten hängen, seine Haus- und Familien-Tradition verewigt. Und in Neuwied hat die sanfte Andacht, mit welcher der Rhein oft vor Dir daliegt, wenn er seine Welle in wunderbaren Morgen- und Abendrothschimmer taucht, sich Hütten gebaut, und eine kleine Colonie Herrnhuths zur Ansiedelung bewogen.

Unter den viertausend Einwohnern der Stadt gehören jedoch nur sechshundert zu den herrnhutischen Brüdern, die in einem besondern Quarré wohnen, welches sich von fern durch die äußerst reinlichen, weißen, stillen Häuser, die man bei allen frommen Sekten dieser Art findet, verräth. Diese rheinische Herrnhuthercolonie ist vornehmlich berühmt durch ihre Erziehungsanstalten für Mädchen und für Knaben, die zu besuchen ich, nach einer kurzen Wiedererkennungsscene mit meinen hiesigen Bekannten, mein erstes Geschäft sein ließ. Diese Institute haben einen so weit verbreiteten Ruf in der Pädagogik erlangt, daß seitdem auch andere nichtherrnhuthische Erziehungshäuser hier emporgestiegen, um die Gunst der neuwieder Atmosphäre für diese Zwecke zu nutzen. Die Stadt selbst hat dadurch eine ganz eigenthümliche Frequenz gewonnen, indem die

Eltern der Kinder, welche aus den verschiedenartigsten Gegenden und Nationen hieher gesandt sind, vom Auslande namentlich aus England, Nordamerika, Holland und Frankreich, zum Besuch derselben herbeizukommen pflegen und dann gewöhnlich längere Zeit verweilen, da den Zöglingen selbst das Verreisen während der Unterrichtsjahre nicht gestattet wird.

An der Seite eines alten, ehrwürdigen, ausgedienten Herrnhuthers durchwanderte ich, unter solcher legitimen Bedeckung, zuerst das Mädchen-Erziehungshaus, Schulklasse für Schulklasse. Den allgemeinen Aufbruch, den unser Erscheinen in jeder Klasse verursachte, stillten wir immer sogleich durch die ernste Miene pädagogischer Wißbegierde, mit der ich auch meinem Aussehn einige Wichtigkeit zu verschaffen suchte. Nach einem leichten Gespräch mit den oft anmuthigen Lehrerinnen über Art und Weise des jedesmaligen Gegenstandes und der eingeführten Lehrbücher, ließen wir sie in der Ausübung ihres Berufs fortfahren, und hatten Ursache, überall die Liebe, Geschicklichkeit und Heiterkeit, mit welcher der Unterricht betrieben wird, zu bewundern. Ich freute mich, unter diesen lieblichen, kleinen Mädchen, die aufmerksam und sinnig zu beiden Seiten die Lehrende umfaßen, lauter muntere, frohe, frische Gesichter anzutreffen, und nicht die geringste Spur von einem Einfluß pietistischer Dumpfheit und Dummheit, der diesen Anstalten überhaupt nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Lachen, Scherz und kindlicher Uebermuth werden sogar während des Unterrichts laut, und von der freundlichen Lehrerin,

zur Erweckung eines vertraulichen und willigen Verhältnisses, getheilt und erwiedert. Nie sah ich so viele interessante Gesichtsschnitte von den verschiedensten Nationalitäten in einem kleinen Raum vereinigt, als auf diesen schwarzen Schulbänken. Die Mädchen wohnen nach ihrem Alter beieinander, sind aber nach ihren bereits erworbenen Fähigkeiten und Kenntnissen, mit denen sie oft auf sehr unterschiedenen Stufen in der Anstalt anlangen, in die einzelnen Lehrklassen vertheilt. So sieht man nicht selten neben ganz kleinen, muthwilligen Mädchen, die noch mit den ersten Anfangsgründen des Lernens spielen, schon herangewachsene Jungfrauen sitzen, denen bereits die Blüthe des jungen Busens sich hochgehoben hat und die vielleicht schon der Bräutigam hieher sandte, um sie kurz vor der Ehe noch ein wenig zu cultiviren, nachdem sie, der Himmel weiß durch welche besondern Verhältnisse, der Glieder reizende Elemente eher gezeitigt als die ersten Elemente des Wissens. Diese Mädchen wurden blutroth, wenn wir in die Klasse traten, und die schonende Lehrerin vermied es, sie in unserer Gegenwart durch Fragen auf die Probe zu stellen. Mir aber that der ganze Anblick dieser holden pädagogischen Musterwirthschaft in meinem innersten Gemüth wohl; und manche Scenen meiner Kindheit und manche Gedanken meiner ersten Liebe brachten mir ihr stilles, verklungenes Glück wieder nahe. Nur das gelang mir trotz meiner lyrischen Stimmung nicht, den bekannten herrnhutischen Hauben, welche sämmtliche Lehrerinnen, unter den Schülerinnen aber nur zwei bis drei, trugen, eine Schönheits-

Linie abzugewinnen. Es ist nicht einzusehn, warum sich die Frommen gerade diesen Haubenschnitt zum Abzeichen erkoren haben, da der liebe Gott, dem man auch einigen Geschmack zutrauen muß, unmöglich sein Wohlgefallen daran haben kann. Diese Hauben, die so platt und flach gedrückt sind, wie manche verwaschene Kirchengebete, rauben auch dem lieblichsten Gesicht etwas von seinem guten, natürlichen Ausdruck, und Gott, der gern schöne Gesichter sieht, wird es euch nicht danken, ihr frommen Mädchen, daß ihr ihm eure Reize verunstaltet zeigt! Sinniger finde ich noch die Farbensymbolik, welche sich an die Bänder dieser Herrnhuterhauben knüpft, um die Verhältnisse der verschiedenen Lebensalter zu bezeichnen. Die ganz jungen, noch ungereiften Mädchen tragen purpurrothe Bänder, deren scharfe, ungeduldig schreiende Farbe das Platzenwollen der Mädchenknospe verräth; der aufblühenden Jungfrauen Bänder tauchen sich in das allernothwendigste Element, in die Farbe der Liebe, und erröthen in Rosa vor der süßen Bedeutung dieser Lebensstufe; die verheiratheten Frauen schmücken ihre Haube mit dem Blau der Treue; die Wittwen tragen das vieldeutige Weiß, entweder als Farbe des verblichenen Glücks, oder als Farbe der Freude, oder als Farbe, aus der, wie bekannt, jede andere noch wieder gemacht werden kann. —

Nachmittags war ich bei einer trefflichen herrnhuthischen Familie zum Kaffee geladen. Die Gesellschaft bestand aus dem Alten, einer ehrwürdigen Gestalt, auf dessen hohen Jahren der sichtliche Frieden Gottes ruhte; seiner Gattin, einer rüstigen Matrone mit feurigen, kohlschwarzen Augen,

die seltsam unter der Herrnhutherhaube hervorstachen; ferner einer jungen, schönen Frau mit weißen, füllereichen Gliedern, die aus Norddeutschland zum Besuch ihrer Verwandten hier anwesend war, und, obwohl durch Geburt und Erziehung eine Herrnhutherin, sich doch weltlich gekleidet trug, und, von einer pietistischen Haube unbeengt, die üppigen Locken frei um das Haupt flattern ließ; und endlich einer wirklichen herrnhuthischen Muhme aus Herrnhuth selbst, deren Frömmigkeit diesen Sommer in Neuwied Gastrollen gab, und die mir Zeichen ihres Wohlwollens bewies, indem sie mir alle Augenblicke den Kaffeekuchen präsentirte. Ich aber sollte in große Anfechtungen gerathen. Die Muhme wollte von ihren frommen Brüdern in Berlin, namentlich von dem der dortigen Brüdergemeinde vorstehenden Prediger D. erzählt haben, und ich stellte mich so unschuldig, als wüßte ich gar nichts davon! Die Muhme schlug die Hände vor Verwunderung über den Kopf zusammen, daß ich in keiner Verbindung mit den berliner Pietisten stand. Die Muhme wußte sich das gar nicht zu erklären. Ich fing ihr an, immer verdächtiger zu werden. Von diesem Augenblick präsentirte mir die Muhme keinen Kaffeekuchen mehr. Und die junge hübsche Frau mit dem weißen Lilienfleisch fragte mich, eine Thräne in den schönen Augen, theilnehmend: ob ich auch ein Christ sei? Wer hätte ihr etwas abschlagen können! —

Ich schlenderte darauf noch ein wenig in dem Park des Fürsten von Neuwied umher, wo mir, auf den dunkelschattigen Spaziergängen, manche der schelmischen Mädchen-

gesichter wieder begegneten, die ich heut, in der Anmuth und Würde ihres Schulfleißes, kennen gelernt hatte. Ich nahm Abschied von diesen guten, jungen, unschulds- und seelenvollen Gesichtern, vor denen ich eben so viel Andacht und Rührung empfinde, wie in einer Kirche, und eilte an den Strand des Rheins zurück. Der über den fernen Uferbergen emporwirbelnde Rauch verkündete schon das Herannahen des Dampfschiffes, dessen ich harrte, um noch heut weiter nach Coblenz zu gelangen. Bald legte auch der Schnellsegler: Friedrich Wilhelm, an der Fähre von Neuwied an, um die ihn erwartenden Passagiere aufzunehmen. Der Abend kam plötzlich heran, es dunkelte, und ein stürmischer Regenschauer vertrieb den größten Theil der Reisegesellschaft vom Verdeck. Nur einige in schwarze Mäntel gehüllte Gestalten wandelten noch auf und nieder, und ich ließ ebenfalls unter dem freien, kühlen Nachthimmel manche unruhige Gedanken in mir austönen. — —

VI.

Kunstabenteuer.

1. Das Fleisch.

— Du wirst Dir denken, daß ich seit Eröffnung der diesjährigen Ausstellung meine liebe Noth habe. Der Enthusiast Bileam mit seiner jungen Frau ist hier angekommen. Sie wollen ihre Flitterwochen in Berlin und in den Sälen der Kunstausstellung verleben, welche letztere den Brennpunkt aller Freuden und Unterhaltungen des jungen Ehepaars ausmacht. Ich führe sie umher.

Bileam versteht nichts von der Malerei, aber was viel mehr sagen will, er ist entzückt von ihr. Die Liebe zur Kunst ersetzt bei ihm hinlänglich das Verständniß, und wie bekanntlich Rafaël ein großer Maler geworden, auch wenn er ohne Hände geboren wäre, so würde unser Freund, auch wenn er mit Blindheit geschlagen wäre, noch immer ein begeistertes Auge für Gemälde haben. Ein Gemälde

gilt ihm schon deshalb für ausgezeichnet, weil es überhaupt ein Gemälde ist, sowie die philanthropische Moral befiehlt, eines Menschen sich anzunehmen, weil er kein Vieh ist. Dabei besitzt Bileam eine herrliche Baßstimme von sonorer Tiefe, mit der er seinen Anschauungen so trefflich Luft zu machen weiß, daß sie oft wirklich dadurch einen tiefen Anstrich erhalten und Jedermann ihm gern zuhört. In Gesellschaften führt er das Wort, man theilt allgemein seine Ansichten, und sie gehen auch in einige hiesige Blätter als Kunsturtheile über. Der Mensch macht mir so viel Kummer, daß ich darüber an der Kunst selbst verzweifeln möchte, und doch beneide ich ihn wieder, denn Bileam ist gar zu glücklich.

Und nun solltest Du erst die junge Frau an seiner Seite sehn, wie liebenswürdig sie ist! Sie hängt nur an seinen Blicken und Mienen, und wenn wir zusammen vor einem Bilde stehen, und der lobende Bileam alle Ausdrücke erschöpft, die Detmold in seiner bekannten Anleitung zur Kunstkennerschaft verzeichnet hat, so zieht Pauline noch ihr schneeweißes Schnupftuch hervor, und trocknet sich damit eine verstohlene Thräne aus den kindlichen blauen Augen. Da müßte man statt des Herzens einen Stein im Leibe haben, wenn man noch länger anstehen wollte, ein solches Bild für das Höchste zu halten, was geleistet werden kann!

Ich lasse auch die Flügel hängen, Theuerster! und gestehe nur Dir und wenigen Märtyrern der Wahrheit hier am Ort meine geheimen Zweifel. Den letzten Ver-

such habe ich auf Bileam, da er doch unser Freund ist, gemacht, indem ich ihm noch am Tage vor Eröffnung der Ausstellung aus meinen Reisetagebüchern einige Skizzen vorlas. Du kennst sie, denn sie gehen uns gemeinsam an, und schildern die andächtigen Studien, die wir zusammen vor den göttlichen Schöpfungen Rafaels und Tizians, Van Dycks und Rubens, auf unsern Reisen gemacht haben. Aber Bileam, der nicht nur zu loben, sondern auch zu tadeln versteht, lachte mich aus, und tadelte meine vorzugsweise Heiligsprechung dieser alten Meister. Er behauptete, die Malerei sei seitdem viel weiter gekommen und erst jetzt in ihre eigentliche Blüthenepoche getreten. Ich fragte ihn aus: woher er das wisse? Er versicherte, es von den Malern selbst gehört zu haben, und berief sich deshalb auf seine Reisen, die er am Rhein, an der Spree und Elbe gemacht. Seine Frau, die von einem Maler aus der düsseldorfer Schule portraitirt worden war, gab ihm einen herzlichen Kuß, und drückte mir die Hand, um mich zu besänftigen. Hübsch artig sein! bat die holde Frau. Was sollte ich machen?

Wir durchschritten die schönen Säle der Akademie, die diesmal in ihrem erweiterten Ausbau einen großartigen Anblick gewährten. Alles glänzte und schillerte von Farben, bunten Gewändern, goldnen Rahmen, und der festlichen Reihe der Besuchenden, die sich hier stündlich in einem interessanten Gemisch durcheinander bewegen.

Hat es wohl zu Rafaels Zeiten eine solche berliner Ausstellung gegeben? fragte Bileam triumphirend, indem

er uns hastig durch das Gedränge fortriß. Wenn die Kunst, sprach er weiter, nicht mehr ausschließlich der Kirche und Religion dient, in der sie sonst ihren Mittelpunkt gefunden, so versammelt sie heutzutage, mehr als irgend eine andere Betriebsamkeit des schaffenden Genius, allen Glanz des gesellschaftlichen Lebens um sich her. Wo giebt es wohl eine andere Gelegenheit des Lebens, die selbst unsere höhern und höchsten Stände, bis zur exclusiven Gesellschaft hinauf, zu einer solchen Oeffentlichkeit herauslockt, in der sie in diesen Sälen vor den Meisterschöpfungen der neuerstandenen Kunst ganz ungenirt sich zeigen, betrachten und sich betrachten lassen? Für fünf Silbergroschen kann man täglich auf der Ausstellung Alles sehen, was nur der guten Gesellschaft angehört, und wer bewirkt dies Wunder? Die neuerstandene Blüthe der Malerei, wie sie früher nie dagewesen! Wann gab es Kunstvereine, wie sie bald das kunstsinnige Europa mit einem Netz umspannen werden und Berlin zur Centralhauptstadt der modernen Kunstinteressen zu erheben anfangen? Aber gesteht es nur, ihr Literaten und Poeten beneidet der Malerei diese Gunst der öffentlichen Anerkennung und der Unterstützung der Regierungen, deren sie sich zu erfreuen hat, während kein Mensch jetzt in Deutschland danach fragen oder darunter leiden würde, wenn die Literatur plötzlich stillstände, und auf zwanzig Jahre hinaus ihre Arbeiten einstellte! Der Malerei bezahlt man Einfuhrprämien, aber für eure Literatur würde man gern einen Preis darauf setzen, wenn ein Mittel erfunden werden könnte, sie los zu werden. Ich

glaube, mit Recht! Denn die Literatur hat sich unangenehm gemacht, sie will zerstören, während das junge Düsseldorf mit der stillen Melancholie seines Pinsels neue Welten erschafft! Ach wie herrlich ist hier dieser Paris von Sohn, dem großen Fleischmaler der neuern Schule! Stehen wir still, meine Freunde, stehen und staunen wir! Die drei Göttinnen sind in den verschiedenen Situationen, in denen sie sich dem urtheilsprechenden Paris gegenüber befinden, ebenso meisterhaft gedacht als gruppirt. Venus, in deren lieblicher, schlanker Gestaltung der Maler das größte Studium antiker Formenplastik verräth, steht in der Mitte, den holden Amorknaben zu ihrer Seite geschmiegt, und empfängt den Preis, den Paris mit einer wunderbaren Hingebung in seinen Gebärden darreicht, während Juno, stolz aufgerichtet dasitzend, in der Herrschermiene ein zürnendes Bewußtsein ihres Werthes ausdrückt, Minerva aber, in stillem, lauschendem Sinnen den Kopf etwas senkend, abgewendet sitzend, mit einem geistreichen und prophetischen Bedauern über diese Wahl sich nach dem Jüngling halb umdreht! Aber diese Körpergebilde, diese Fleischtöne, diese Apotheose des menschlichen Leibes!! Sohn ist der wahre Rehabilitator des Fleisches in der neueren Kunst! Sein Hylas mag in den Fleischtönen noch üppiger und voller sein, aber dies unvergleichliche Urtheil des Paris ist idealer und brillanter zugleich! Ich muß gestehen, ich bin hingerissen, ich muß verstummen, verstummen in einen allgemeinen Seufzer der Bewunderung! —

Während er so sprach, hatte sich ein junger Mensch

Paulinen genähert und ihr zum Gruße die Hand geküßt. Er schien ebenso erstaunt, sie hier zu finden, als sie verlegen und hocherröthend diese vertrauliche Art der Bewillkommung abzulehnen suchte. Der junge Mann war ein modischer Elegant mit einem blanken angenehmen Aeußern, und nicht ohne Geist in seinen aufgeweckten Gesichtszügen. Pauline schien sich endlich genöthigt zu sehen, ihn vorzustellen, und bezeichnete ihn stockend als eine Badereisebekanntschaft, die sie vorigen Jahres in Ems gemacht. Williams enthusiastische Miene, die noch vor Kurzem in hellen Flammen loderte, dämpfte sich plötzlich in lächerliche Befremdung ab. Er nahm die Brille, durch die er Alles so verschönert sah, von der Nase, und wischte sich die Gläser in dem Schnupftuch seiner Frau, das sie in zitternder Hand hielt, während er ihr bei dieser Gelegenheit einige Worte ins Ohr sagte. Der junge Mann aber, den wir Rhadamanth nennen wollen, wechselte die Farbe, als er gewahrte, daß Pauline einen Gatten habe, daß sie verheirathet sei. Indem er eine zurückgezogenere Haltung beobachtete, fing er, wie es schien, aus Verzweiflung an zu kritisiren, indem er mit seiner Lorgnette das Bild von Sohn musterte, vor dem wir noch immer standen.

Der Hofrath ***, dem ich draußen begegnete, gab mir soeben einen vortrefflichen Rath! sagte Rhadamanth; nämlich, daß man keinen Tag jetzt unterlassen dürfe, auf unser Museum zu gehen und die Gestalten der alten Meister zu betrachten, damit man nicht auch in die Illusion verfalle, das, was uns hier Herr Sohn mit leich-

tem Pinsel hingetuscht hat, für wirkliches Fleisch zu halten!

Bileam wurde vor Verdruß so lederfarben im Gesicht, wie dort jener Achill von Adolph Henning, welchem Thetis erscheint, und den der sonst verdienstvolle Maler so seltsam gefärbt hat, daß man einen schwermüthigen Lohgerber vor sich zu sehen glaubt, der sich selbst das Fell verbrannt hat. Ich aber drückte dem jungen Rhadamanth fast zärtlich die Hand, und begrüßte ihn als einen Wahlverwandten meiner eignen Ansicht.

Dies Bild von Sohn, bemerkte ich, ist gewiß mit einer brillanten Fertigkeit der Pinselführung gemalt, aber das Duftige und Durchsichtige des Colorits, das für den ersten Anblick eine glänzende Bestechung ausübt, ist mehr auf Rechnung der Oberflächlichkeit, als der Kunst, zu setzen. Gegen die Zeichnung der Figuren ist nichts einzuwenden, die Gruppe ist vortrefflich gedacht, und nur der schwächliche, languissante Gesichtsausdruck der Venus, die gerade den kräftigen Strahlenpunkt des Ganzen abgeben sollte, stört den Eindruck. Aber unbegreiflich ist, wie Sohn hier so dünne und substanzlose Körper malen konnte, daß man sie in der That eher für chinesisches Porzellan, als für lebendiges Fleisch halten muß. Eine oberflächlichere Behandlung ist mir noch nicht vorgekommen, während die Düsseldorfer doch sonst kaum Haarpinsel genug auftreiben können, um ihre Intentionen bis auf das kleinste Käppelchen auszupinseln. Was aber an diesem Gemälde, wie überhaupt an den Leistungen von Sohn, lobenswerth erschei-

nen muß, das ist der durchgängige Charakter der Heiterkeit, den die Kunst bei ihm bewahrt, sowohl in der Conception, wie in der schönen, natürlichen Durchführung seiner Erfindungen. Die Hinneigung zur Schwermuth bei seinen übrigen düsseldorfer Kunstverwandten ist mir um so widerwärtiger, da sie nicht mehr in der Individualität zu beruhen scheint, sondern zu einer Manier geworden ist und wie eine abgekartete Sache aussieht.

Sie haben Recht, sagte Rhadamant, wenn irgendwo, so muß in der Malerei das Wesen der Kunst als ein Element idealer Heiterkeit walten. Der Poesie mag es begegnen, daß sie zuweilen im Uebermaaß der Schmerzen nicht mehr reden kann, sondern, die Gedanken zu Thränen und die Thränen zu Gedanken machend, in die Speculation des Leides ganz und gar sich vertieft. Aber die Malerei darf in kein melancholisches Hinbrüten verfallen, wie man es auf den Bildern des genialen Lessing und des nach Großartigem strebenden Bendemann leider fast stereotypenartig gewahrt. Die düsseldorfer Schule ist überhaupt über die Gränzen dessen, was gemalt werden kann und soll, nicht mit sich einig geworden. Sie hat mit einem kühnen und geistreichen Wurf die Schranken der malerischen Gegenstände durchbrochen, und ist durch eine gewisse dichterische Flüssigmachung der an den Moment gefesselten Situationen der Malerei auf das Gebiet der Poesie übergetreten. Dadurch hat sie ohne Zweifel die höhere und ideale Behandlung angeregt, durch die seit ihrem Auftreten die Malerkunst neu zu erblühen angefangen, aber

sie hat noch nicht verstanden, mit diesen in die Ferne greifenden Intentionen das heitere sinnliche Leben des Gegenwärtigen, das die Kunst ausathmen muß, zu verbinden. Sie ist auf dem Punkt, wo sie das aufzufinden suchen muß, was für die Fortbildung der neueren Kunst von der größten Wichtigkeit ist, nämlich die bestimmte Gränzlinie des Sichtbaren und Unsichtbaren, die feine Nüancirung desjenigen, was sich durch sein geistiges Wesen der körperlichen Herausstellung durch die Malerei entzieht, und doch vorzugsweise jetzt von den Malern zu malen gesucht wird. Bei der monotonen Subjectivität aber, mit der sich die Düsseldorfer dem Schmerz in der Malerei überlassen, werden sie diese nothwendige Gränzlinie ihrer Kunst nicht finden, sondern immer lyrischen und sentimentalen Fluctuationen anheimfallen. — . . . . .

Bileam hatte die Brille wieder aufgesetzt, und indem er mit einer komischen Gebärde Paulinen an seine rechte Seite zog, so daß sie verhindert war, mit Rhadamant zu sprechen, drängte er sich heftig an den letztern, und sagte: Diese sublime Kunstkennerei, meine Herren, ist doch am Ende höchst unnütz, da sie hinter der Erhabenheit ihrer Gegenstände weit zurückbleibt. Verständen Sie etwas von der neueren Kunst, so würden sie auch dem berühmten düsseldorfer Schmerz, der das Symbol dieser neuen Epoche ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Erde ist einmal ein Jammerthal, meine Herren, und so darf man sich nicht wundern, daß auf das trauernde Königspaar die trauernden Juden vor Babylon, der trauernde Jeremias

auf den Trümmern von Jerusalem, der trauernde Kreuzritter, der trauernde Uckermärker und manches andere großartig Trauernde, gefolgt sind. Für edle Seelen hat die Trauer nichts Trauriges, es ist eine Götterschaar von Trauernden, welche die düsseldorfer Schule ins Leben gerufen hat! Steckt denn nicht auch das ganze Dasein, die ganze Weltgeschichte, voller Trauer, und man rechne die schönsten Flitterwochen seines Glückes nach, ob auch diese nur einen einzigen ungetrübten Tag darboten? . . . .

Bei dem Worte: Flitterwochen, stockte er, und wurde selbst so traurig, daß er mit diesem Gesicht als Zuhörer auf der Lessing'schen Hussitenpredigt hätte gebraucht werden können. Seine junge Frau aber schmiegte sich ihm lächelnd zur Seite, und sah ihm mit einer allerliebsten Schalkheit in die Augen. Ich weiß nicht, wie es Rhadamanth in diesem Augenblick möglich machte, daß er sich mit einer kühnen Wendung zu Paulinen herüberschlug, und an ihrer Seite, als liege ihm besonders daran, sie für seine Meinung zu gewinnen, eindringlich zu sprechen fortfuhr, während wir dabei gemächlich von Bild zu Bild weiter gingen. . . . . .

Mit dem Schmerz, der in der Stimmung der Zeit liegt, darf die Malerei nichts zu thun haben, sagte Rhadamanth. Die Malerkunst ist keine speculative Kunst. In der Ausdrückung des Schmerzes ist sie immer unglücklich und peinlich gewesen. Die Zeiten, wo sie das physische Marterthum und den Blutschweiß des Heilandes malte, sind vorüber, und das Marterthum der heutigen modernen

Menschheit hat sich noch in keinem Individuum zu einem heiligen Symbol fixirt, es verlegt sich in die innere Welt der Gedanken und Meinungen, und schwebt geistig bangend zwischen Vergangenheit und Zukunft. Die Trauer in den Gebilden der düsseldorfer Schule hat aber nichts Erhebendes, sondern etwas Gedrücktes und Gepreßtes, einen beängstigenden Charakter. Es ist die sentimentale Siegwarts- und Klostergeschichten-Periode in der Malerei. Stehen wir hier einen Augenblick still vor dem großen Bilde von Bendemann, wo der Prophet Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem dasitzt. Dies Bild ist auf eine erhabene Wirkung berechnet, die Situation ist meisterhaft entworfen, der Maler hat die großartigen Eindrücke alttestamentarischer Poesie in Farben und Gestalten wiederzugeben gestrebt. Aber gerade das Gegentheil von dem Allen erreicht er im Gemüth des Beschauenden, statt des beabsichtigten großartigen Effects fühlt man sich nur von einem niederschlagenden Eindruck befangen. Warum wählte der Künstler gerade diesen passiven Moment des Schmerzes, wo Jeremias, sich den Kopf haltend, als wenn er Migraine hätte, in einer schwermuthsvollen Dumpfheit und Regungslosigkeit seiner Gefühle sich zeigt? Warum stellte er uns nicht die Größe des Schmerzes in dem Propheten, sondern nur die Kraftlosigkeit und Unthätigkeit des Unglücks dar? Warum malte er ein Jammerbild der Zerbröckelung des Irdischen, und zählte die Zerstörung kleinlich bis auf den einzelnen Stein, den er von dem Schutthaufen der untergegangenen Stadt in den Vordergrund

wölkt, dem Beschauer zu? Warum malte er nicht die Erhabenheit in der Zerstörung der menschlichen Dinge, über welcher grossartig der Zorn Gottes liegt, und an der des Propheten Schmerz in einem tragischen Pathos sich zum Himmel erhebt? Statt dessen gerieth er nicht nur auf das Kleinliche, sondern auch sogar auf das Ekelhafte der Zerstörung, und scheute sich nicht, sein Bild mit Leichenmoder anzufüllen. Das wie eine todte Katze ausgestreckt liegende nackte Kind, in dessen Färbung sich schon die Spuren der Verwesung ausdrücken sollen, ist ein widerwärtiger Anblick, der ein für allemal aus der Malerei verbannt bleiben sollte. Ich verkenne nicht das Malertalent dieser Künstler, das mir bedeutend genug erscheint, aber der wahre Künstlergeist der Erfindung und Auffassung mangelt ihnen oder ist nicht genug ausgebildet, und darin verhalten sich die alten Maler wie fernstehende Götter zu ihnen. Auch scheint mir, wenn ich mich nicht irre, an der Dimension des Bendemann'schen Bildes etwas zu tadeln, es müßte mehr Höhe haben und erhält durch den Mangel derselben noch mehr Gedrücktes für die Anschauung. Daß Bendemann sonst auch heiter und anmuthig zu malen versteht, beweist auf der gegenwärtigen Ausstellung seine Ernte, die den idyllischen Charakter vortrefflich zur Anschauung bringt. Nur setzt der in der Mitte des Gemäldes befindliche judenbärtige Patriarch auch wieder zu einem düsseldorfer Trauernden an.

Pah! sagte Bileam, das nenne ich hämisch urtheilen, es hört sich an, als wenn der Wind über ein Stoppelfeld

rüsselt! Man sieht an Ihnen, wie weit es die raisonnirende Kunstkennerei bringen kann, sie setzt sich in Widerspruch mit der übrigen vernünftigen Welt, und hat doch selbst kein belohnendes Gefühl dafür als das der bizarren Schadenfreude! Man muß für die Kunst den Sinn mitbringen, dann erst kann man sein Urtheil bilden; Sie aber scheinen mir sinnlos, mein Herr!

Das ist hier mein Lieblingsbild! sagte Pauline lächelnd und begütigend, mit ihrer zärtlichen Stimme, indem sie auf die Söhne Eduards von Hildebrandt mit ihrer weißglacirten Hand hinwies. Sie stimmen gewiß mit mir überein? — Diese letzten Worte richtete sie fast bittend an den unbekannten jungen Mann, dessen früheres Verhältniß zu ihr mir immer räthselhafter wurde.

Für dieses Bild braucht man gewiß nicht um Gnade zu flehn! sagte Rhadamanth. Es ist bei weitem das Ausgezeichnetste und Vollendetste, was die düsseldorfer Schule diesmal von ihren Arbeiten ausgestellt hat, und kann in der Gediegenheit der Behandlung und des Colorits mit jeder Meisterschöpfung der Malerkunst wohl verglichen werden. Zwar werden wir auch hier in eine düstere Situation versetzt, wir befinden uns im Kerker, aber man sehe, wie meisterhaft und ohne alle sentimentale Affectation mit dem Schaurigen, der Maler hier die Kerkerluft auf sein Bild zu zaubern gewußt hat. Sie haben Recht, es Ihr Lieblingsbild zu nennen, die beiden schlummernden Prinzenkinder sind bereits die Favoriten aller jungen Frauen, die entweder Mütter sind oder es zu werden im Begriff

stehen! Die holdselige Anmuth dieser Kleinen, denen der Tod schon in Gestalt der beiden gedungenen Mörder so nahe ist, macht einen außerordentlich rührenden Eindruck auf das Gemüth, es ist die Poesie des Kinderschlafs, die der Maler gemalt hat, mit allem seinem rosigen Duft, mit allem Anhauch der Unschuld, mit aller spielenden Harmlosigkeit der schönen Opfer, die dem Verderben geweiht sind. Die Ausführung des Beiwerks, der Kleider und Strümpfe der Kleinen, des Lagers, auf dem sie in ihrer beneidenswerthen Ruhe hingestreckt sind, des Kissens, auf dem die ausgestreckte Mörderhand sie zu ersticken im Begriff steht, ist ebenfalls von ausgezeichneter Vortrefflichkeit, und mit genreartigem Talent gemacht. Das Allzuhervorstechende der *genreartigen* Behandlung in einem *historischen* Bilde ist aber vielleicht der einzige Vorwurf, den man der Ausführung machen kann, doch bin ich auch über die Zulässigkeit desselben noch nicht mit mir im Klaren. Der Künstler ist überhaupt von dem *Historischen* seines Gegenstandes mehrfach abgewichen, er hat sich der Scene productiv für seine malerischen Intentionen bemächtigt, obwohl ich dabei mit der Auffassung der im Hintergrunde lauernden Mörder keineswegs einverstanden bin. Man könnte vielleicht sagen, daß in der Absicht Hildebrandt's überhaupt mehr ein Genrebild, als ein historisches, gelegen. —

Und was sagen Sie denn zu der *Hussitenpredigt* von *Lessing*? fragte Pauline angelegentlich weiter, indem wir in den neuausgebauten Saal traten, in welchem

dies Bild erst vor Kurzem aufgestellt worden, und von einer unablässig sich drängenden Gruppe der Beschauenden umringt war.

Ich fühle mich davon ebenso zurückgestoßen, wie angezogen! sagte Rhadamanth. Wer kann dies Bild sehen, ohne den Fleiß, die Ausdauer und die sinnreiche Berechnung zu bewundern, mit der es ausgeführt ist! Die Stellung des den Kelch schwingenden Hussitenpredigers, der von einer Anhöhe herab die um ihn lagernde Menge haranguirt, ist vortrefflich, steht aber in ihrer Exaltation in einem um so größern Contrast mit dem stumpfsinnigen und trübsinnigen Ausdruck auf den slavischen Gesichtern seiner Zuhörer. Wollte Lessing hier die den Slaven eigenthümliche Schwermuth zeichnen, welche der thatkräftigen Aeußerung vorangeht, so muß man doch wieder fragen, warum wählte der Maler gerade mit Vorliebe den Moment, wo man der Abspannnung, der Melancholie und Gedrücktheit auf seinem Bilde begegnen, wo man abermals auf die düsseldorfer Trauernden stoßen muß? Diese Hinneigung, nur das Trauernde hervorzuheben, wo man andere Momente seines Gegenstandes mit größerm Glück ergreifen könnte, ist doch gar zu seltsam und monoton. Dieselbe sentimentale Gepreßtheit der Anschauung sehen Sie wieder auf seiner Darstellung des heimkehrenden Kreuzfahrers, einem kleineren Bilde, das dort irgendwo in einem Corridor aufgestellt ist, und in dem freilich das Landschaftliche so überwiegend ist, daß ich es lieber ein melancholisches Landschaftsstück nennen möchte.

Jetzt konnte es Wilcam nicht länger aushalten, er machte uns ein kurzes und verächtliches Compliment, und ergriff Paulinens Arm, indem er sie nöthigte, mit ihm zu gehen. Er stürzte mit ihr mehr, als daß er sie führte, in den anstoßenden Saal, und mischte sich unter die Menge, um uns aus den Augen zu kommen.

Ich blieb mit Rhadamant allein, und wir sahen uns lachend an. Kommen Sie, sagte ich zu ihm, wir wollen uns zusammen von der Tristitia der Düsseldorfer vor jener Italienerin von Maes, dem Maler der betenden Römerin auf der vorigen Kunstausstellung, erholen. Dies herrliche Bild ist ganz geeignet dazu, das Herz mit frischer Lebenslust anzufüllen. Die Ausführung des ächt italienischen Colorits ist eines Meisters würdig, das Gesicht erschuf die Natur und die Nationalität, und der Maler hat das Verdienst, diese Schönheit in ihrem geheimsten Grunde verstanden zu haben. Diese Italienerin ist beschäftigt, Wasser am Fenster heraufzuziehen, aber ihr Antlitz verräth Gefühle und Gedanken, die über die Gewohnheit der prosaischen Arbeit hinausschweifen. Das Feuer der Augen trifft mit Liebesgluth in die Ferne, sinnreiche Keckheit spielt um den unnachahmlich reizend geöffneten Mund. Der Hauch naturkräftiger Leidenschaft, in den Gränzen der Anmuth und Schönheit gehalten, umschwebt das ganze Bildniß, und macht uns froh, indem es uns hinreißt. Das ist das ächte Geheimniß der Sinnlichkeit in der Kunst, das in heitern Formen seinen Zauber ausübt. Das ist die wahre Apotheose des Fleisches, welche die Malerei zu leisten hat,

während jene Fleischmalereien von Sohn in dem Urtheil des Paris weder vor der Natur noch vor der Kunst als etwas Reelles Gültigkeit haben können. —

Wir standen vor diesem nicht genug anzuerkennenden Portrait eine Zeitlang, als Rhadamanth, der noch begeisterter einstimmte, zu meiner Verwunderung hinzusetzte: Ja, dies ist ächtes Fleisch, dies und die herrliche Gestalt Paulinens! Wenn man diese Italienerin und die junge Gattin Ihres Freundes Bileam ansieht, so hat man nicht erst nöthig, wie mir gerathen worden, auf das Museum zu gehen, um sich an den alten Meistern vor Illusionen der modernen zu schützen. An seiner eignen Frau könnte man Herrn Bileam beweisen, daß die Gestalten von Sohn kein wirkliches körperliches Leben haben! Wie wunderbar schön ist nicht diese Pauline gebildet! Das herrlichste Ebenmaaß der schlanken Glieder vereinigt sich mit einem Ausdruck der Gestalt, den nur ein poetisches Temperament in den menschlichen Körpergebilden hervorzaubert! Ich kenne sie, die ganze göttliche Schönheit ihrer Gestalt! Wissen Sie denn, ich bin der Maler *** aus **, und zu meiner Venus, die jetzt von dem Kunstverein in **** ausgestellt ist, hat mir Pauline vor einem Jahr als Modell gesessen. Sie that es unter der Bedingung, daß ich sie heirathen würde, und jetzt finde ich sie zu meinem Unglück verheirathet. —

Mein Erstaunen war groß, größer aber noch mein Schreck, als ich wahrnahm, daß Bileam in diesem Augenblick hinter uns gestanden. Er hatte Alles vernommen

zum Glück von Pauline selbst seitwärts getreten, und stand, unbefangen betrachtend, vor einem Bilde.

Bileam aber war erblaßt, ihm schien ernstlich unwohl zu werden, und er sank mir halbohnmächtig in die Arme. Ich ergriff ihn, führte ihn fort, und setzte mich mit ihm in eine Droschke, um den Unglücklichen nach Hause zu schaffen. —

---

2. Andacht und Buße.

Der andere Tag war ein schöner Herbsttag mit wehmüthig lächelnden Sonnenblicken. Pauline freute sich der Blumen, die ich ihr geschenkt hatte, und denen der Herbst die brennend bunten Farben, mit welchen er diese Spätblüthe der Jahreszeit schmückt, angeglüht hatte. Noch mehr schien sie aber heut nach den schillernden Farben zu verlangen, welche die Herbstausstellung der Malerei nicht minder freigebig darbietet, und sie stand schon vor dem Spiegel, um die Falten des türkischen Schawls den schlanken Gliedern anzupassen. Dann hüpfte sie kosend zu Bileam hin, der krank auf dem Sopha lag und uns heut nicht begleiten wollte. Er war sehr blaß, und seine Augen sahen verdrossen und argwöhnisch zu der Zärtlichkeit, mit der ihm Pauline Adieu sagte. Dann nahm sie meinen Arm, und ich fühlte, wie bezaubernd dies graziöse Geschöpf war. —

In den Sälen der Ausstellung waren wir kaum ein wenig auf und niedergegangen, als sich auch schon der junge Mensch von gestern wieder zu uns gesellte. Pauline hieß ihn heut mit einer größern Freiheit willkommen, obwohl die schneeweißen Wangen der jungen Frau sich mit einem leisen Purpurschatten überzogen. Ich fand es für gut, heut auf religiöse Gegenstände aufmerksam zu machen, und führte beide zuerst zu dem Christus von Hübner, der als Altarblatt für die St. Andreaskirche in Düsseldorf bestimmt ist und den Heiland am Säulenschaft zeigt.

Hier ist wieder dieselbe trübsinnige Auffassung, die den Düsseldorfer verräth! sagte Rhadamanth. Die Christen sollten aufhören, ihren Gott in diesen abschreckenden physischen Marterbildern zu zeigen. Die fürchterliche, bleiche, langgezogene Gestalt, die hier Hübner gemalt hat, verfehlt allen religiösen Eindruck, und dazu noch das alberne rothe Gewand um die Glieder des Erlösers, das wenigstens bei mir jedem Andachtsgefühl in den Weg tritt. Diese Gottheit der körperlichen Marter ist kein Gegenstand mehr für die Kunst, die das Heilige zu malen fortfahren will. Der verdienstliche Schadow, der Stifter der düsseldorfer Schule, der in seinen eigenen Productionen fast ausschließlich den Weg der religiösen Malerei verfolgt, geht hierbei freisinniger in seinen Intentionen und Ausführungen zu Werke, aber auch er hat keinen neuen Typus gefunden, den Heiligenbilder in unserer Zeit annehmen müssen. Hier gerade gegenüber hängt sein Christus im Schooße der Maria, dem zur Seite zwei Engel mit den Marterinstru-

menten stehen. Wie elegant, zierlich und gefühlvoll ist dies Bild nicht entworfen und ausgeführt, obwohl etwas Absichtliches in Ausdruck und Stellung der Figuren zu sehr hervortritt. Es fehlt das unbefangene, hingegebene Leben der alten Heiligenbilder, auf denen das Heilige von sich selbst nicht zu wissen scheint, daß es heilig ist oder sein soll, sondern in unmittelbarer Natürlichkeit heiter und doch gottinnig sich zur Erscheinung bringt. Ebenso elegant, aber auch zu bewußtvoll, hat Schadow auf einem andern Bilde Christus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emaus gemalt. Doch stören mich auch bei diesem Künstler häufig die rothen Gewänder, die er mit so vieler Sorgfalt und Liebe behandelt, und die mir nun einmal antipathisch sind. Um aber Sinn und Talent der düsseldorfer Schule für die religiöse Malerei nicht ungerecht zu verkennen, wollen wir jetzt das kleine vortreffliche Bild von Hübner aufsuchen, das sich dort irgendwo in einem der Corridore verbergen muß. Der Maler hat die Worte, die Christus von den Kindern sagt: „dieser ist das Himmelreich!" als Thema aufgefaßt und daraus eine allerliebste gemüthvolle Scene gestaltet. Man erblickt zwei Kinder schlafend im Walde, und wunderschöne Engel bewachen sie, und hüten mit den Fittigen ihren Schlummer und ihre Träume. Der Friede, der von diesem Bilde ausströmt, wird Sie erquicken, meine Freundin, und Ihnen das Kindliche als das wahrhaft Göttliche und Religiöse erscheinen lassen. In diesem Sinne sollte die religiöse Malerei behandelt werden. Kommen Sie, Pauline, ich weiß

wie sinnig Sie sich der Kinder und des Kindlichen zu erfreuen verstehen! —

Er zog sie bei diesen Worten, indem er ihr bedeutsam die Hand drückte, so schnell mit sich fort, daß ich im Umsehen von ihnen getrennt war, noch ehe ich daran denken konnte, ihnen zu folgen. Sie waren Beide wie im Nu im Gedränge verschwunden. Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, oder ob überhaupt etwas dabei zu denken war. Doch beschloß ich, ihnen nachzugehen. Ich durchlief rasch einige Säle, und indem ich an dem trauernden Jeremias von Bendemann vorbeistrich, war es mir, als säße mein armer Freund Bileam dort, den Kopf in die Hand gestützt, und trauerte um den Verlust seines jungen Weibes. So früh bist du selbst unter die düsseldorfer Trauernden aufgenommen, unglücklicher Bileam? sagte ich bei mir selber. Armer Enthusiast, der du über den berühmten düsseldorfer Schmerz so viel geschwärmt hast!

Da schien es mir als strecke er aus dem Bilde heraus hülfeflehend die Hände nach mir, und ich verdoppelte meine Schritte, um der blonden Pauline und ihres Malers, dem sie schon einmal als Venus gesessen hat, wieder ansichtig zu werden. Vor dem Bilde von Hübner, welches das Himmelreich der Unschuld darstellt, fand ich sie nicht, und doch war dasselbe das Signal zum Aufbruch gewesen, das sie von meiner Seite entfernt hatte. Da ich sie bei der Unschuld nicht fand, so suchte ich sie vor mehreren andern Bildern. Ich dachte sie bei der Frau zu finden, die einen

Fehltritt gethan und sich dadurch einen Dorn in den Fuß getreten, von dem sie sich wieder zu befreien sucht. Dies kleine Bild hat der französische Maler Franquelin vortrefflich gemalt, rasch mit breitem Pinsel ist die Figur des italienischen Weibes hingeworfen, mit geringem Aufwand ist die größte Naturwahrheit und der lebendigste Ausdruck des Colorits erreicht, das bei allen diesen französischen Malern so meisterhaft ist. Aber auch an dieser Stelle fand ich die Vermißten nicht. Ich ging einige Schritte weiter zu dem Bilde des Franzosen Decaisne, welches Ninon de l'Enclos und Lachâtre darstellt, in dem Moment, wo die Schöne im Begriff ist, den berüchtigten Treubrief zu schreiben. Dies Bild ist sorgfältiger und mit genauerer Eleganz ausgeführt, als das zuvorgenannte, es hat einen mehr geleckten Charakter, der aber der Lebenswahrheit der dargestellten Gegenstände angemessen ist. Auch bei Ninon fand ich Paulinen nicht.

Ich gerieth in Angst um meine Pflegebefohlene, und wollte schon die Säle der Ausstellung verlassen, um mich draußen unter den Linden umzusehen, ob vielleicht Beide im Sonnenschein lustwandelten, als ich sie in der Fenstervertiefung des einen Corridors bei einander erblickte. Sie unterredeten sich sehr eifrig, Pauline schien sehr bewegt, und Rhadamanth, der vor ihr stand, ihre Hand haltend, sprach eindringlich zu ihr, doch so leise, daß ich kein Wort mehr davon aufhaschen konnte. Rhadamanth war meiner zuerst ansichtig geworden, legte seine goldene Lorgnette an die Nase, und that, als ob er über die heimkehrenden

Schnitter von L. Robert, die ihm gegenüberhingen, gesprochen hätte.

Sie treffen uns Beide in der Anschauung der Natur versunken! sagte er, indem es mir war, als betone er das Wort Natur mit einem etwas ironischen Anflug. — Meine Bewunderung für die französischen Maler, welche eine wahre Zierde der diesmaligen Kunstausstellung sind, concentrirt sich besonders in der Freude über ihre Naturauffassung. Den Franzosen ist es gelungen, in ihren Landschaftsbildern und Genrestücken den unmittelbaren Natureindruck kraftvoll wiederzugeben, so wie er aus der objectiven Erscheinung uns gegenüber tritt, ohne das Naturbild einer gekünstelten Lichtstrahlenbrechung von subjectiven Gefühlen zu unterwerfen. Darin haben sie das frische unmittelbare Leben vor der düsseldorfer Schule voraus, die nicht schaffen kann, ohne durch die subjective Empfindung ihre Gegenstände zu bedingen und zu beleuchten. Diese letztere hat eine Subjectivitätsperiode in der Malerei heraufgeführt, und ich war soeben im Begriff, unsere verehrte Freundin von den Ansichten Bileams zu emancipiren, der diese subjective Richtung bekanntlich zu hoch anschlägt.

Gegen diesen Unterricht ist nichts einzuwenden! sagte ich. Denn wenn man Bileams Frau ist, ist man darum nicht Bileams Esel, und ich, der Freund Bileams, habe eben so wenig Lust, der Esel seiner Meinungen in der Kunst zu sein. Auch ich gebe in vielen Stücken den französischen Malern den Preis, und habe mir soeben Fran-

quelin's allerliebste Frau betrachtet, die sich durch einen Fehltritt einen Dorn eingetreten!

Das ist nur eine flüchtige Skizze von vorübergehender Stimmung! antwortete Rhadamanth, indem er mich scharf ansah. Aber haben Sie wohl diese italienischen Schnitter, das letzte Werk des genialen R o b e r t, schon lange genug und mit der gehörigen Andacht beschaut? Welche gediegene, wahrhaft künstlerische Ruhe zeigt sich hier in den Gestalten, in der Ausführung wie in der Behandlung! Die Scene stellt sich in den pontinischen Sümpfen dar, die Arbeiter kehren heim vom Felde, und gruppiren sich mit einem gesättigten Ausdruck des Wohlbehagens und Friedens auf den kräftigen Gesichtern. Die Auffassung des italienischen Volksnaturells hat hier eine schöpferische Naturwahrheit und ist meisterhaft im Colorit und der Zeichnung. Das ist es, was die in Italien lebenden und studirenden Maler vorzugsweise ergreifen und dem dortigen Himmelsstrich abgewinnen sollten, während sie ihren römischen Aufenthalt auf Kosten der Akademieen oft an ganz unnütze und entfernt liegende Studien verschwenden. Was aber die größte Bewunderung verdient, ist die strenge Einfachheit, mit welcher Robert malt, und doch jeden Ausdruck in der Situation und den Figuren erschöpft. Kein künstlicher Effect, keine gesuchte Beleuchtung, die einfachste Abdämpfung der Lichter umspinnt die harmlos hingelagerte Scene. Unter den französischen Leistungen der gegenwärtigen Ausstellung ist es nur G u d i n, der halsbrechende Lichteffecte liebt, aber bei aller Kühnheit, mit der er dabei

die Grenzlinie des Natürlichen fast zu nahe anstreift, muß man zugleich über den Verstand und die Berechnung erstaunen, womit er seine Kenntniß der Farben anwendet.

In allem Technischen, antwortete ich, zeigen sich überhaupt die französischen Maler den deutschen so weit überlegen, daß die letzteren nicht den Vergleich aushalten. Wenn es im Allgemeinen unleugbar ist, daß die alten Maler in der Technik der Farben eigenthümliche Handgriffe besessen, welche heutzutage der Kunst verloren gegangen sind, so haben die Franzosen noch am meisten Etwas von der practischen Gediegenheit der Färbung bewahrt, welche den Bildern jener klassischen Epoche ein so unverwüstliches Leben erhält und den zerstörenden Einfluß der Jahrhunderte überdauert hat. Ich bin zu wenig Techniker, um mir Rechenschaft davon abgeben zu können, was es eigentlich sei, das so viele neuere deutsche Künstler zu diesen substanzlosen Farbentönen verurtheilt? und die Maler selbst verstehen Einem Nichts darüber zu sagen. Aber so viel sehe ich, daß diese Bilder, die schon im Verlauf weniger Jahre nachzudunkeln anfangen, die Existenz ihrer Urheber nicht mit diesen Farben auf die Nachwelt bringen, sondern vor der Zeit auslöschen werden. Daß sich auch die deutschen Maler auf geistreiche Farbenkunststücke verstehen, beweist hier die in der That vortrefflich gemalte Piratenfamilie von Magnus, wo die röthlich untergehende Sonne am Meeresstrande mit dem piquantesten Spiel der Lichter und Schatten die Körper der zu einander gruppirten Figuren übergießt. Diese Malerei verräth eine für die heutige

Epoche seltene und merkwürdige Kenntniß der Farben und Lichter, aber sie bleibt doch immer nur ein geistreiches Kunststück und führt nicht über den Eindruck eines solchen hinaus. Dagegen ist ein anderes und entgegengesetztes Phänomen merkwürdig, das sich diesmal in einem Bilde von Overbeck repräsentirt und das uns zugleich wieder auf das Andächtige in der Kunst zurückbringt, von dem wir heut ausgegangen und durch Ihre Expedition in das Natürliche wieder abgewichen waren. Kommen Sie!

Ich nahm Paulinens Arm, und eilte mit ihr in den letzten Saal, wo das Sposalizio von Overbeck aufgestellt ist, ohne mich um Rhadamanth weiter zu bekümmern. Er verfehlte aber nicht, uns eben so rasch zu folgen, und nachdem wir kaum einen Augenblick beschauend vor dem Bilde gestanden, vernahmen wir auch schon seine laute kunstrichterische Stimme neben uns.

Sie haben Recht gehabt, sympathisirender Freund! — nannte er mich — uns an diesem in der That äußersten Farbenphänomen einen Gegensatz anschaulich machen zu wollen. Der Künstler, der uns hier das Verlöbniß Mariä mit Joseph gemalt hat, zeigt in der entgegengesetzten Richtung ein Extrem der Färbung, die uns in die altkatholische Manier, das Heilige zu malen, zurück versetzt. Durch die größte Einfachheit der Farben und Behandlung sehen wir uns hier gewissermaßen auf die ersten Elemente der Malerei zurückgeführt, und das kunstloseste Verhältniß von Licht und Schatten stellt das Wesen der vorrafaelischen Kunstperiode vor uns dar. In dieser Manier tritt

das Heilige in seiner strengsten Nacktheit auf, und es wird eben durch diese Keuschheit des Colorits der Anspruch gemacht, das Heilige in seiner wahren und ächten Gestalt zur Anschauung zu bringen, indem es jeglichen Blüthenschmuck und Glanz des Lebens von sich abweist. Dieses Prinzip der religiösen Malerei ist in unserer Zeit vollends unrichtig, und der kunstsinnige Overbeck hat auch nur eine alterthümliche Studie gemacht, die man aber als unnütz und wenig erfreulich ablehnen muß. Es verräth sich in diesem Umhergreifen nach allen Extremen die Rathlosigkeit der neueren Kunst hinsichts der Farben allerdings. Das Heilige darf sich aber von den Farben des sinnlichen Lebens nicht mehr trennen, und muß sich in der Kunst mit den Elementen der Weltlichkeit und Natur durchdringen. Kommen Sie, theure Freundin!

Er wollte Paulinen, die ihm immer sehr andächtig zuhörte, mit sich fortziehen, aber ich hielt sie zurück, indem ich besorgte, daß sie wieder von mir sich entfernend ihre Naturstudien, wie es Rhadamanth genannt hatte, zusammen verfolgen möchten. Ich machte sie also lakonisch auf ein Bild der Buße aufmerksam, das uns zunächst hing. Dies war der bußfertige Heinrich IV. vor Gregor VII. im Vorhofe zu Canossa, von Begas; ein ungeheuren Gegenstand für die Malerei, aus dem etwas Großartiges hätte gebildet werden können.

Nachdem ich das zu dieser Buße aufgerufene Paar in die rechte Lage der Beschauung gestellt, sagte ich: Woher kommt es nur, meine Freunde, daß dies mit so vielen

Fleiß und Talent gemaltes Bild, dem noch dazu ein so bedeutsamer, pittoresker Gegenstand zu Hülfe kommt, nur einen marionettenartigen Eindruck auf den Beschauer ausübt, und eher in das Lächerliche als in das Tragische spielt? An diesem Gemälde zeigt sich recht, wie wichtig der Geist der **Erfindung** für die Kunst ist, denn hier hat der Mangel der Erfindung recht eigentlich dem bildenden Talent einen Querstrich gemacht. Die Gestalt des büßenden Kaisers ist durchaus mißlungen, und er brauchte sich aus seiner gebückten Stellung nur aufzurichten, um den Balcon, auf welchem über seinem Haupte der Papst mit der Gräfin Mathilde steht, umzustoßen, so unverhältnißmäßig und ohne die gewöhnlichste Berechnung, ist das Architektonische auf diesem Gemälde angelegt. Der berliner Witz hat sich auch bereits an dieser auffallenden Vernachlässigung der Architektur gerächt, und man hat vorgeschlagen, die bekannten Textworte zu einem der **gropius**schen Berliner Bilder hier darunterzusetzen, nämlich: „**Männeken, der Butterkeller is eene Treppe hoch!**" Wie dem auch sein mag, so bedauere ich, daß einem so großen Talent wie Begas, den ich sonst auf das Höchste verehre, dergleichen begegnen konnte! Man darf aber nur, um sich glänzend mit ihm ausgesöhnt zu finden, sein gleich danebenstehendes Portrait jener bekannten polnischen Gräfin betrachten, die immer in Trauer gekleidet geht um ihr Vaterland, und in deren geistsprühenden Gesichtszügen die Vermählung des Schmerzes mit der Schönheit durch einen Meisterpinsel ausgedrückt ist. Was aber das Architekto-

nische in der Malerei anbetrifft, so können die deutschen auch hier von den französischen Malern lernen. Man sehe nur das bewundernswürdige Architekturstück von Aurel Robert an, welcher die Taufkapelle der St. Marcuskirche in Venedig mit allem Zubehör von Heiligenbildern, Kuppeln und Bögen im genauesten Detail ausgeführt hat, perspectivisch richtig und effectvoll in allen Verhältnissen.

Ich stimme in Ihrer Ansicht über Begas vollkommen ein, nahm Rhadamanth das Wort, und möchte wissen, ob Sie mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß sich Begas in der neuesten Zeit dem Geist und den Richtungen der düsseldorfer Schule zugeneigt hat? In seiner Loreley, die sich auf der gegenwärtigen Ausstellung befindet, erblickt man dasselbe Streben, poetische und unsichtbare Effecte zu malen, wie bei den Düsseldorfern. In diesem büßenden Heinrich zu Canossa, den er zu der Coterie der düsseldorfer Trauernden hinzugefügt hat, verräth sich ebenfalls jene Hinneigung, das Gedrückte in der Kunst zur Anschauung zu bringen. Heinrich IV. ist hier zu sehr als ein Gegenstand der Schmach gemalt, ohne jene tragische Haltung, welche das große Unglück in der Kunst nie verlieren darf. Die Nebenfiguren, die für den Kaiser um Gnade flehen und dadurch das Entwürdigende seiner Situation, gegen die Absicht des Malers, noch vermehren, sind auch malerisch am meisten ausgeführt, namentlich die rechts vom Bilde knieende weibliche Gestalt, die wahrhaft schön ist. Nach der ganzen Auffassung aber, in der der Künstler seinen Gegenstand genommen, muß der Papst als die hauptsächlichste

Gestalt überwiegen, denn die Schmach des Kaisers, zu dessen Erniedrigung der Maler Alles aufgeboten, scheint für die Erhöhung der Glorie des Papstes berechnet. Aber dem heiligen Vater fehlt hier alles Leben, alle Gestaltung, und das Marionettenhafte, von dem Sie sprachen, zeigt sich besonders in dieser wie aufgeklebt über dem Gesimse hängenden Figur des gewaltigen Gregor. Ich muß lachen über diesen Papst, in dem das Päpstliche gar zu kleinlich und weltlich gemalt ist. Dabei fällt mir ein, was neulich ein giftiger Kunstrecensent über meine in * * ausgestellte Venus gesagt hat; er behauptete, in einem süddeutschen Blatt, ich hätte zuerst den Versuch gemacht, die Venus als eine Heilige darzustellen, aber ich hätte eine Päpstin des Fleisches in ihr gezeichnet, um eine allein seligmachende Kirche der Sinnlichkeit damit vorzubereiten. Dieser Ausdruck schien mir so spaßhaft, und brachte mich so zum Lachen, daß ich darüber gern die sonst völlig gemeinen und ehrenrührigen Angriffe in jener boshaften Recension verschluckte.

Diese Recension habe ich verfaßt! Sie war von mir! erhob sich jetzt plötzlich hinter uns eine Stimme, wie triumphirend. Es war Bileam. Im höchsten Grade erstaunt, blickte ich mich nach ihm um, denn ich hatte nie gewußt, daß Bileam auch Kritiken schreibe. Er war uns auf die Ausstellung nachgeschlichen, und wer weiß, wie lange er uns schon ungesehen beobachtet und unsere Gespräche belauscht haben mochte.

Du? sagte Pauline erbleichend, und starrte ihren kritischen Mann wie versteinert an. Das Gesicht des jungen

Malers aber hatte sich plötzlich verfinstert, und er verließ uns kalt und trotzig, ohne ein Wort zu irgend Einem von uns zu sagen.

Was hast Du gethan? Wileam! rief Pauline, indem sie ihm ohnmächtig in die Arme sank, und Todtenblässe das liebliche Antlitz der jungen Frau bedeckte.

Wir mußten sie in einem Wagen nach Hause bringen. — — —

VII.

Wetterprobleme der Zeit.

— Es ist eine wunderliche Zeit! Ich bin heut früh aufgewacht, die Sonne schien blitzend herein in mein Kämmerlein, und ich bekam ordentlich einen Schreck vor ihrer Heiterkeit. Warum ist die Februarsonne so heiter? fragte ich, und wurde traurig. Im Kalender steht Frost, und siehe, draußen gehen warme Frühlingslüfte über die Erde. Die Wetterbeobachter verzweifeln an ihrem System, und meine armen Nerven, die sich längst nach etwas Entschiednem und Festem gesehnt haben, seufzen vergeblich nach — Kälte! Im Winter kein Winter, in der Frostzeit kein Frost! Und wo bleibt die weiße Romantik der Jahreszeit, die ihre träumerischen Schneeflocken über die Gasse streut, und einen stillen, leichten Feierteppich, daß Jedem seltsam dabei zu Muthe wird, für die Wandelnden ausbreitet? Auch die frischen Gräber, in die wir unser Geliebtestes hinabgesenkt haben, stehen kahl und war-

ten auf die weiße, andächtige, stilleinhüllende Schneedecke, die sie erwärmen soll für den nächsten Blumenfrühling auf ihrem Hügel. Im Winter kein Winter, und im Frühling werden wir vergebens den Frühling suchen! Dagegen glimmte im vergangenen Spätherbst ein wunderbares Nachblühen auf, und zum zweiten Male wollte der Weinstock ausschlagen. Und im Frühjahr hatten wir Frost und Schnee gehabt. Das ist eine wunderliche Zeit, man weiß sich nicht mehr zurecht zu finden, Kalender, Systeme, Himmelsbeobachtungen, Theorien und Consequenzen, ja selbst Thatsachen hören auf, ihre Gültigkeit zu haben.

Die Jahreszeiten gehen ineinander über, und die geistigen Richtungen mischen, brechen und trüben sich in einer nervenverstimmenden Verallgemeinerung! Ein beklommener Athem preßt die Brust des Geschlechts, die ungewisse Atmosphäre macht es feige, und darum schreien Alle: Hochverrath! sobald noch eine selbstständig gesonderte Kraft sich regt und muthig anspornen möchte die schläfrigen Rosse des Lebens! Was für legitim gelten sollte, nämlich die strenge Fortentwickelung nach der reinen und ungetrübten Idee, gewinnt durch die allgemeine Verwirrung einen demagogischen Anstrich. Die schärfsten Gegensätze werden sich bald nicht mehr von einander unterscheiden lassen. Alle Extreme verschwimmen, und die richtige Mitte wird zum Extrem. Das großartige Pathos menschlicher Leidenschaft verliert seine Heroenpoesie an die Spießbürgerprosa eines gleißnerischen Indifferentismus. Eine ausgehungerte Mäßigkeitstheorie setzt sich auf den Thron des Daseins, und

tyrannisirt durch Moderation, und macht Gewaltstreiche durch seine Milde. Die reich sind, müssen betteln gehn, denn sie können ihren Reichthum nicht anwenden auf das Leben, und die es haben, müssen es verlieren, denn es ist kein Grund und Boden da, um einen Tempel dafür zu bauen. Die Freiheit thut Knechtsarbeit und dient um die Geliebte lange schwere Jahre, bis sie, wie Rahel, alt und grau geworden. Die Dichter, die das Priesterthum der Schönheit verwalten sollen, sind von innen zerrissen und von außen häßlich, und die Philosophen, welche die unendliche Weisheit suchen, vernageln sich selbst die Welt mit Brettern durch ihre Systeme. Die Conservativen verbieten den Fortschritt, und zerstören sich doch täglich und stündlich durch den Rückschritt. Die Progressiven ziehen sich Siebenmeilenstiefeln an, und schreiten über Land und Meer, und holen, durch ein lächerliches Schicksal gezwungen, immer zu weit aus, um den rechten Fleck mit den Füßen treten zu können. Die Verzweiflung ist groß, und doch, Gott weiß es, die *Hoffnung* noch größer! Die Melancholie der Ausgelebten sieht in jedem nahenden Abendroth einen auflodernden Weltbrand, der endlich zu Schutt und Asche verzehren wird die gebrochene Schöpfung, und der neue Jugendmuth der Lebenwollenden sieht in jedem kommenden Morgenroth eine Brautfackel der Zukunft, die hoch aufleuchten wird über der ewig sich verjüngenden Schöpfung. Noch nie hat die Geschichte in der einen Wagschaale so viel Werdelust einer unabweisbaren Hoffnung, und in der andern so viel Todesschmerz einer lange verkalteten Er-

mattung gehalten. Welche Schaale wird fallen, welche steigen? Wird ein Gott sich in's Mittel legen, wird eine Hand vom Himmel herunter greifen? Wird ein neues Evangelium die Gegensätze versöhnen, die tiefinwendig das ganze Geschlecht zerfleischen? Ach, es ist eine wunderliche Zeit. Es friert im Frühling, und mitten durch den Winter schleicht ein unheimlich warmer Sommer hin. Es ist das wechselnde Warm und Kalt eines geheim nistenden Fiebers. Wie im April oft alle Jahreszeiten an einem einzigen Tage vereinigt zu walten scheinen, so gleicht unsere Zeit dem April, dem Zwischenmonat zwischen Frost und Blüthe, zwischen Lachen und Weinen, zwischen Bestand und Unbestand, zwischen Nichts und Etwas. Und die ganze Wetterphysiognomie eines jeden Sonnenjahres trägt jetzt diesen Aprilcharakter, welcher der Zeit aus dem Herzen kommt, auf ihre Züge geschrieben. Daher durch wirres Schneegestöber lächelnde Lenzblicke, daher winterliche Hagelschloßen über Blüthenfeldern, und jene naßkalten Herbstschauer, unter denen sich schon im Mai die überschwemmte Knospe zu Tode schluchzt.

Eine wunderliche Zeit! Und nun schaut auch die wunderlichen Gesichter unsrer Dichter und Schriftsteller an! Die jungen sehen alt aus, und die alten machen ein kindisches Gesicht. Es ist weder Jugend noch Alter da, und ich erblicke — oder trübt der Sehnsuchtsschmerz meine Augen? — weder hier ächte Jünglinge, noch dort ächte Greise. Denn der Jugend wird verwehrt, jung zu sein, und das Alter hält es für seine fromme Pflicht, statt der

Friedenspalme das Kriegsschwert zu schwingen über das Neue. Der Greis behängt sich mit der Eitelkeit seiner alten Traditionen, und der verachtete Jüngling, der gern das Knie beugen möchte aus Ehrfurcht vor der silberlockigen Autorität, muß eine Opposition des Geistes gegen die Ehrfurcht des Herzens beginnen. So geht die Zeit schwanger mit Zerwürfnissen, vor denen keine Sympathie des persönlichen Lebens sich mehr zu retten vermag. Ich kann mir nichts Schöneres denken, als nie aus der Zeit zu fallen, wie nie aus Gottes Hand. Wie könnte ich der Jugend, die fröhlich an mir vorüberzieht, wenn ich alter Mann einmal vor meiner Hausthür sitze, wie könnte ich ihr harte Worte zurufen, daß sie leben will und muß! Bin ich einmal alt und kann ich nicht mehr im Weinberge arbeiten, so will ich mich oben auf seinen freien Gipfel hinsetzen, und bald ins immer neu ergrünende Thal hinunterschauen, bald zu dem ewig sonnigen Himmel hinauf. Nur das nimm mir nie, o gütiges Schicksal, die aus stiller Selbstverläugnung erwachsende Lust zu schauen und zu beobachten das Entstehende und Werdende, das höchste Schauspiel für Götter und Menschen. Denn die Selbstsucht ist es am meisten, die dem Alter das Alter und der Jugend die Jugend erschwert, die als Teufel der Reaction die leichte Geburt den Geschichtsepochen hindert, und als Dämon der Verwirrung die klare, gedankenmäßige Sonderung der Gegensätze trübt. Ach, es ist eine wunderliche Zeit! Es friert im Frühling, und der Winter treibt Blüthen einer unheimlichen Wärme. Es ist das wech-

selnde Warm und Kalt eines geheim nistenden Fiebers. —

* * *

— Es ist eine kluge Zeit! Ich mag heut nichts arbeiten, eine große Unlust hat sich meiner Gedanken, meines Wollens und meines Vollbringens bemächtigt. Ich habe mich zum Fenster hinausgelegt, und blicke auf die Straße hinunter. Meine Nachbarin, die mir gegenüber wohnt, belächelt meine überwallende Glut, die mich an einem Februartage das Fenster öffnen läßt. Und dort eilt mein Freund Z., die Akten unter dem Arm, schon am frühen Morgen vorüber, ohne mich gewahr zu werden. Er hat sich mit einem großen Regenschirm bewaffnet, und doch steht die Sonne hellglänzend am Himmel und lächelt auf diesen Tag herab wie eine gedankenlos zerstreute Schöne, die freudige Blicke wirft und nicht weiß warum. Aber mein Freund, der kein Hypochondrist ist, hat Recht. Denn sehe ich nicht, je mehr ich um mich blicke, dort im Westen bereits leise sich schwärzende Regenwolken anrücken, die trotz der anfänglichen Heiterkeit der Atmosphäre, bald loszubrechen drohen? Man muß vorsichtig, man muß klug sein! Man darf heutzutage nie ohne Regenschirm ausgehen. Freund Z. hat Recht.

Auch die Zeit ist klug. Sie ist sehr klug. Es ist eine kluge Zeit! Sie schirmt und schützt sich von allen Seiten, um immer auf dem Trockenen zu bleiben. Sie hat den Wahlspruch: „Wasch mir den Pelz, aber mach' ihn

nicht naß!“ Sie möchte gern gereinigt sein, aber es schaudert sie, einmal den Kopf ganz unterzutauchen in der mächtig gehenden Strömung. So steht sie zagend vor der rollenden Fluth der Geschichte, und sucht zu ihrer Zerstreuung wie ein Kind, bunte Steine und Muscheln am Ufer, und schrickt vor jedem zischenden Tropfen zurück, der ihr aus der Brandung der empörten Wogen in ihr Gesicht spritzt.

Die Zeit ist sehr klug, sie ist sehr vorsichtig! Man kann kaum mehr drei Schritte weit gehen, ohne auf eine Warnungstafel zu stoßen, die sie um der puren Vorsicht willen ausgehängt hat. Vor den Fruchtgärten der Zukunft, in die ich mich neulich aus einem frohen Spaziergängertrieb zu wagen gedachte, fand ich an der Pforte eine große Warnungstafel angeschlagen: „Dieser Ort darf nicht ohne vorgängige Erlaubniß des Magistrats betreten werden!“ Ich kehrte um und schüttelte den Staub von meinen Schuhen. Nicht durfte ich, ein deutscher Schriftsteller, erwarten, daß man mir einen Erlaubnißschein bewilligen würde. In manchen königlichen Park, der vom größeren Publikum nicht besucht werden sollte, gelangte ich durch die Gunst des Kastellans und für einen Gulden Trinkgeld. Und nicht einmal in die Fruchtgärten der Zukunft, wo die Accisefreiheit der Gedanken gilt, nicht einmal in diese?

Und dort steht eine Warnungstafel: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!“ Aber seht doch hin, der Ort ist ja schon unrein, seit Jahrzehnten! Sperrt

ihn doch nicht ab, damit er endlich gereinigt werden kann! Ihr seid klug, sehr klug!

Könnte ich auch klug werden durch eure Klugheit! Vielleicht gelänge es mir dann, im ruhigen Thale Hütten zu bauen und eine friedfertige Schäferidylle aus meinem Leben zu machen. Meine Strebens- und Schaffenslust zöge sich aufs Land zurück und bestellte den lieben Kartoffelacker der Mutter Erde und triebe die gute alte patriarchalische Rindviehzucht. Es hat ja etwas Süßes, in ganz verborgener Abgeschiedenheit zu wirken, wo die Welle der Zeit nicht hinreicht und wo ich nicht hinreiche in die Welle der Zeit. So schlägt auch die Nachtigall am liebsten im verdunkeltsten Haine, in Nacht und Stille, wo Keiner sie erschaut und belauscht. Und so trösten sich die deutschen Schriftsteller gern mit diesem idyllisch-sentimentalen Nachtigallencharakter, wenn man ihnen nichts als eine trauliche Obscurität mehr vergönnt.

* * *

— Es ist eine reife Zeit! Was soll ich heute arbeiten? Am besten nichts. Ich habe große Anlagen zum Faullenzer, wie der weise Sokrates zur Schwelgerei. Im Selbstgenuß meiner Faulheit durchschreite ich mein mit Büchern und Papieren überfülltes Zimmer. Dort auf dem Tische liegt der neueste Bücherkatalog, den mir mein dienender Geist soeben aus der Buchhandlung überbracht hat. Ein Bücherkatalog ist mir an sich oft lieber gewesen, als

das beste Buch, das er anzeigt. Man blättert sich in einen gedankenreichen Müßiggang hinein, und sieht, wie der verschlafene Thurmwächter, unten über die Mondscheinwiese Riesen, Ritter, Knappen, schöne Prinzen, holde Damen, lustige Elfen sich hintummeln, sollte es auch nur gemeines Strauchwerk sein, das im Winde sich regt und im Mondlicht Figuren bildet. Aber seit einiger Zeit geben mir die Bücherkataloge zu ganz besonderer Betrachtung Anlaß. Und dieser neueste bestätigt eine Bemerkung, die sich bis auf sehr weitgehende Gedanken verfolgen läßt und von mir verfolgt worden ist.

Noch zu keiner Zeit sind so viel Schriften über die Unsterblichkeit der Seele geschrieben und gedruckt worden, als eben jetzt. In diesem Katalog allein zähle ich wieder deren mehr als zwanzig, die entweder den Zustand der Seele nach dem Tode, oder die Beziehungen zur Geisterwelt und einem zu uns herüberscheinenden Jenseits, oder die Frage von der persönlichen Fortdauer zu ihrem Thema haben. Ein hastiges Drängen, ein allgemeiner Eifer ist unter dem Geschlecht entstanden, sich diese letzten und äußersten Gegenstände, die große Philosophen unerörtert und selbst das Evangelium des Christenthums dunkel gelassen, zu ergründen. Es ist eine reife Zeit! Sie beschäftigt sich so dringend mit ihrer ewigen Zukunft.

Wenn man sein Bestes, sein Alles an den Tod verloren, hat man jahrelang keinen andern Traum, als über die Unsterblichkeit der Seele. Die Unmöglichkeit, seine geliebten Todten aufzugeben, und der schmerzhafte Drang,

einer Gewißheit habhaft zu werden, ob man wieder mit ihnen eins sein könne, zieht uns tief in eine transscendente Speculation, und läßt uns die triftigsten Systeme, Theorien, Beweisgründe und Combinationen erfinden. Endlich bleibt uns fürerst nichts gewiß, als daß wir unsere an das Jenseits mit so magischen Banden gekettete Liebe wieder in das unentfliehbare Diesseits, das uns hält und trägt, hineinwachsen lassen müssen, daß aus unserm Verlust an den Tod sich Gewinn für das Leben, daß aus unserer gestorbenen Geliebten sich eine neue Poesie hervordrängen muß. Eine neue Poesie, die uns, in wiedererweckter Thatkraft des Daseins, aus ungeheuerer Trennung die ewige Nähe und aus der Zerrissenheit aller Lebenselemente die geistige Einheit als den unendlichen Schwerpunkt wieder gewinnen und empfinden läßt. Dann schlagen wir das verweinte Auge wieder langsam zu einem freudig umschauenden Weltblick auf.

Auch die Zeit hat manches heilige Gut an den Tod verloren, die Zeit hat manche Geliebte, die unersetzlich ist, begraben. Die Ruhe, der Friede, der positive Lebensgenuß und manches harmlos naive Glück der alten Zeit sind ihr auf immer gebrochen. Tiefgebeugt, in verwittweter Gestalt, steht sie da. Sie vertieft sich in Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele, über das Jenseits, über die ewige Geisterwelt. Es ist ihr geheimster Schmerz darin, daß sie durch die edelsten Geister unseres Volkes so viele und immer mehr sich häufende Schriften über diese Dinge einer großen, hinübergreifenden Ferne entstehen läßt. Diese

Schriften schlagen eine zu wichtige Saite, ich möchte sagen, in dem Nervensystem der Gegenwart an.

Aber der Zeit mit ihren vielen Gedanken an das Jenseits muß es endlich gehen, wie den Hinterbliebenen der Todten. Auch die Zeit muß ihre Liebe wieder in das unentfliehbare Diesseits, das die nächste Fortentwickelung hält und trägt, hineinwachsen lassen. Die großen Todesverluste, die sie erlitten, legen ihr nur wieder eine neue Nothwendigkeit auf, zu leben. Das Leben behält doch immer einen unendlichen Werth, weil es einen unendlichen Inhalt hat. Und aus der hingeschiedenen Geliebten der alten Zeit muß sich die neue Lebenspoesie eines neuen Wirkens und Vollbringens gebären, eine neue Lebenspoesie, welche große gewaltige Schmerzen des Geschlechts zu versöhnen, steifgewordene Formen der Gesinnung zu vergeistigen, und über gebrochenen Herzen einen kräftigenden Gottesfrieden aufzurichten hat!

Es ist eine reife Zeit! Aber nicht bloß reif, um jede Stunde an das jüngste Gericht zu denken, sondern auch reif zum Handeln, zum Leben! Was reif zum Tode, muß wieder reif zum Leben werden. Leben! Leben! Handeln! Es ist eine reife Zeit!

VIII.

Erinnerung an Schönborn und das Leben des achtzehnten Jahrhunderts.

Woher kommt es, daß ein so wohlthuender und behaglicher Schimmer auf vielen Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts ruht? Dieser einfache Lebensbedarf eines vollkräftigen Naturells, diese schönen Sympathieen gleichgesinnter Kreise, dieser gottfrohe Mannesmuth, diese Freundschaftsbrunst, diese Heimathseligkeit, dies Streben in die Weite und dies fromme Ansiedeln im Nächsten, dies genießende Gleichgewicht einer bewegten Existenz, wie beneidenswerth tritt uns nicht Alles an solchen Charakteren entgegen, wenn wir sie von der unruhigen Warte unseres eigenen Standpunctes herab beschauen! Eine kleine Schrift, die uns an Schönborn und seinen holsteinischen Freundeskreis erinnert, regt diese seltsamen Gefühle einer großen Verschiedenheit des deutschen Daseins, einer nicht

mehr auszufüllenden Kluft zwischen uns und unsern näch-
sten Vorältern, auf. Ein Blick in das Thun und Trei-
ben der damaligen Lebenskreise überzeugt uns, wie dyna-
misch veränderte Geschöpfe, Kinder ganz anderer Bedürf-
nisse, Schmerzen und Ideale, wir heutzutage, auf der flie-
genden Nothbrücke unserer Epoche, geworden sind! Das,
was Jene hatten, besitzen wir nicht mehr, kein Erbtheil
ihres Glückes, kein kühlender Tropfen ihrer persönlichen
Zufriedenheit, ist auf uns gekommen, und wenn es wäre,
würden wir keinen Gebrauch und Genuß daraus für uns
ersehen. Aber die Erinnerung an solche eingefriedigte
Stätte des Lebens und Wirkens durchdringt uns, wie die
heimliche Wärme eines Familienzimmers, mit einem Wonne-
schauer, indem wir zugleich fühlen, daß wir selbst nicht
dafür taugen, sondern zum Umherschweifen draußen und
durch Nacht und Nebel bestimmt sind. —

Mit solchen ächt vaterländischen Typen des deutschen
Lebens wird man uns sonderbare Nachkömmlinge jedoch
nie genug erfreuen können. Es ist uns nützlich und wohl-
thätig, auf diese edeln Patriarchen hinzublicken, die uns in
der Bedeutsamkeit ihrer Ruhe eben so überlegen sind, wie
wir ihnen in der Bedeutsamkeit unserer Unruhe. Schön-
born ist ein eigenthümliches und betrachtenswerthes Bild
in der Gallerie dieser altväterlichen Köpfe. Wer war
Schönborn? Wer kennt ihn? Welche Schriften stehen
von ihm verzeichnet in den literarischen Annalen? Von
dem Alten Nichts! Sein Werth versteckte sich in das Pri-
vatleben seiner Zeit, und eben darum muß es uns will-

kommen sein, daß sich die verloschenen Umrisse seiner Gestalt wieder auf einen Augenblick für uns erhellen. Wir treten mit ihm in einen schönen Kreis, bei dem unsere Gedanken und Vergleichungen gern verweilen werden. Was er selbst geleistet, gewollt, gedacht, man weiß wenig davon, und es ist in Raum und Zeit nichts haften und übrig geblieben. Einige feurige, von freier Gesinnung gestählte Oden liegen in den Musenalmanachen und Anthologieen seiner dichterischen Freunde zerstreut, andere Papiere, Projecte und zufällige Blätter mögen zum Theil in seinem Nachlaß vorgekommen sein. Wir haben es in unserer allerneuesten Zeit mit so vielen erkünstelten und gemachten Notabilitäten zu thun gehabt, daß es eine Freude ist, schlechthin nur einem Menschen zu begegnen, der als solcher bemerkenswerth ist, einer Charakternotabilität, welche die Resultate des Genie's, ohne die Wirren seines Schaffens, genießt. Schönborn war bedeutend durch sich selbst und durch seine Freunde. Um Klopstock hatte sich in Hamburg und im Holsteinischen ein herrlicher Kreis von Männern und Frauen gereiht, übereinstimmend in Geist, Neigung und Gesinnung, den der einem Gott gleich verehrte und herrschende Messiasdichter zu einem umfassenderen und förmlichen Bund auszudehnen damals beabsichtigt haben soll. In dieser Reihe umstanden ihn außer Schönborn der Graf F. L. Stolberg, Ehlers, Cramer, Gerstenberg, Roodt, Büsch, Meta Dimpfel, Claudius, zum Theil auch Voß, und manche andere. Einen freundlichen Hintergrund bildete die dänische Aristokratie, diesem Zirkel theil-

nehmend und durch thätige Verwendungen zugeneigt, der edle und geistvolle Graf A. P. Bernstorff, dem auch Klopstock eine schöne Mußezeit seines Lebens verdankte, und durch den Schönborn in den dänischen Staatsdienst eingeführt wurde, ferner der Graf Friedrich von Reventlow, dänischer Botschafter in London, und dessen liebenswürdige Gattin Julie, geborene Gräfin von Schimmelmann, denen sich Schönborn während seines Aufenthalts in England zu einem innigen Bündniß angeschlossen hatte.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts befand sich Schönborn als dänischer Consul in Algier, und schrieb von dort merkwürdige Briefe an Klopstock, die zum Theil aufbewahrt sind, worin er schon damals einen ausführlichen Plan zur europäischen Eroberung Algiers, wie er erst nun beinahe sechzig Jahre später von den Franzosen ausgeführt wurde, mit den sachkundigsten Details entwickelte. Doch meinte Schönborn, daß die damals den Archipelagus beherrschenden russischen Geschwader zur Vollführung dieses Unternehmens berufen wären. Während Schönborn auf diese Weise seine Freunde in Deutschland mit militairischen Projecten und zornglühenden Schilderungen der algierischen Barbarei unterhielt, versammelten sich diese im Sommer 1776, durch Zufall und Lustreisen zusammengeführt, in Kiel, und beschlossen auf Klopstocks Antrag, einen Gesammtbrief nach Algier an ihren geliebten Schönborn zu richten. An diesem Brief, der in der oben angeführten kleinen Gelegenheitsschrift abgedruckt ist, schrieb Jeder der Freunde und Freundinnen

ein Stückchen Gruß und Nachricht in bunter Reihe. Es war interessant genug, ein solches Freundschaftsdenkmal aus jener Zeit uns aufzubewahren. Dieser zärtliche Ton des Verkehrs, namentlich zwischen Männern, ist uns heutzutage in dem Maße fremd geworden. Man hing damals inniger aneinander, die Freundschaft nahm etwas von der Liebe an, obwohl sie sich auch zuweilen in Cliquenhaftigkeiten und Gevatterschaftsmanieren etwas philiströs gebärdete. Aber man liebte sich wirklich, und der sentimentale Charakter der damaligen Freundschaften, wie weichlich und weibisch er uns auch bisweilen erscheinen mag, war doch eine glückliche und zusammenhaltende Unterlage für das Leben des achtzehnten Jahrhunderts. Der heutige Freundschaftston ist dagegen weltlicher, männlicher, aber auch in vielen Fällen ungemüthlicher und diplomatischer geworden. Die Freunde Schönborns schrieben keineswegs hohe und geistreiche Dinge an ihn, sondern was man im gewöhnlichen Familienumgang bei einer Tasse Kaffee oder auch einer Pfeife Taback traulich zu verhandeln pflegt. Ein ganzer Brief Klopstocks handelt von nichts, als von dem Vergnügen, welches ihm das Baden gewährt, namentlich im Eutiner See. Dabei muß man bedenken, daß es im Privatleben dieses Jahrhunderts zwei merkwürdige neue Elemente gab, die erst seit Kurzem in Aufnahme und Gewohnheit gekommen waren, nämlich das Baden, das zwar immer in der Welt zur Gesundheit und Ergötzung betrieben worden, aber eine Zeitlang in Deutschland außer Uebung gekommen scheint (vergl. die angeführte Schrift

S. W.); und dann das Schlittschuhfahren, dessen Meister und begeisterter Lobdichter Klopstock selbst war. So erwähnt ein aufbehaltener Brief von Goethe's Vater, der ebenfalls (Frankfurt a. M. 24. Juli 1776) an Schönborn nach Algier schrieb, daß sein Sohn in Weimar, den er einen „singulären Menschen“ nennt, im vergangenen Winter die hohen Herrschaften dort sehr gut unterhalten, indem er „das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack einführte.“ Dies Alles waren damals Ergötzlichkeiten, welche das heitere und freundliche Zusammenleben erhöhten und erfrischten. Und noch ein ernsteres Band unter befreundeten und gleichstrebenden Kreisen gab damals die Freimaurerei ab, der eifrig und mit besondern Hoffnungen gedient wurde, und welcher auch Schönborn angehörte. Man fühlte sich behaglich in Mittheilungen, Aeußerungen und Plänen jeder Art, zwischen hohen und niedern Lebenskreisen waltete ein herüber und hinüberlebendes Vertrauen, und der Argwohn, der das heutige Leben unterhöhlt hat, mußte sich noch seiner verzehrenden Gifte enthalten. —

Im Jahr 1777 verließ Schönborn Algier und wurde zum Legationssecretair bei der dänischen Gesandtschaft in London ernannt, wo er vier und zwanzig Jahre lang in der Nähe der wichtigsten Entwickelungen der europäischen Politik stand. Seine späteren Jahre verlebte er wieder im Vaterlande in ruhiger Beschaulichkeit und behaglichem Genuß einer gesättigten und reichgenährten Existenz, namentlich in Hamburg im Hause des verdienst- und geistvollen

Buchhändlers Friedrich Perthes, dessen Gattin eine Tochter von Claudius war, und wo auch der Philosoph Jacobi häufig einsprach; sodann in dem bekannten Sieveking'schen Hause, welches damals einen auserlesenen Zirkel von Geistern, wie er sich seitdem nie wieder in Hamburg zusammengefunden, gastlich versammelte. Ferner Emkendorf, wo sich ebenfalls ein schöner Kreis der besten und begabtesten Menschen um die krank darniederliegende Gräfin Julie von Reventlow reihte. Die Armuth der heutigen Privatexistenz muß man sonderbar empfinden, wenn man an diese früheren vielfältigen Gelegenheiten auserwählter Verbindungen erinnert wird.

Nach allem Wiederschein aber, der aus diesem mannigfachen Umgang auf Schönborn's Gestalt zurückfällt, tritt er uns als ein ächt deutscher, naturkräftiger, in jeder Hinsicht unverkümmerter, mit herzhaftem Schmerz und tiefsinnigem Ernst gefärbter Charakter entgegen. Ihm scheint ein durchdringender Einblick in alle Richtungen des menschlichen Geistes vergönnt gewesen, und auch die philosophische Speculation war ihm nicht verschlossen, wie seine Fragmente einer Geschichte des Spinozismus darthun. Sein hauptsächlichstes Element aber war der menschliche Umgang, in dem er, bald durch seine Skepsis anreizend, bald durch seine umfassenden Welterfahrungen belehrend, bald auch nur als sinniger und schweigender, treuer Tagesgenosse, seine Lebensvirtuosität bethätigte. Seine letzte Zeit wurde noch durch ein eigenthümliches, in Emkendorf sich anknüpfendes Verhältniß bezeichnet, das ihn mit Katha-

rina, Gräfin von Stolberg, der unverheirathet gebliebenen Schwester der beiden Dichterbrüder, zu einer Genossenschaft, die den Charakter einer Ehe annahm, ohne es zu sein, verbunden. Sie wird als eine ungewöhnliche Erscheinung geschildert, durch ein starkes inneres Leben dem äußern abgewandt und entfremdet, von wunderlichen Gewohnheiten, unstät und umherschweifend, unfähig, an einem bestimmten Ort lange in Ruhe zu verweilen, fromm und energisch zugleich, in Ermangelung äußerer Schönheit mit einer seelenvollen Stimme begabt. Beide machten ein originelles Paar, Schönborn scheint in die seltsamen Manieren seiner Freundin verwickelt worden zu sein, und das Innerliche band sie so fest, daß sie sich nicht mehr von einander lossagen konnten, wenn auch der Eine durch den Andern Plage hatte. „Es wäre eine heitere nicht nur, auch eine rührende Aufgabe" — sagt Schönborns Biograph — „das Leben dieses seltenen Paares zu schildern, wie es, nur geistigen Spuren folgend, jeglicher Rücksicht auf äußerliche Erscheinung, auf Zeit und Ordnungsverhältnisse, unbewußt, durch die Gassen der Stadt zog, er in schlotterndem Oberrock, willenlos, sie wahrhaft-sibyllinisch von Kleidung und Ansehn, auf einen langen, kaum von der Rinde entblößten Botenstab gestützt, beide oft stillstehend und umschauend, und sich im Stillstand vergessend, die Verwunderung der Vorübergehenden; wie sie dann das Haus, das sie suchten und endlich betraten, nun erfreuten und belebten, jede Ordnung zerstörten, so herzlichen Schmerz als Ernst und schöne Erinnerung weckten; das ist eines jener Charakter-

bilder, die nie verlöschen." — Daß Schönborn auch mit Wolfgang von Goethe in naher persönlicher Berührung gewesen, beweist ein merkwürdiger Brief vom 1. Juni 1773, den ihm Letzterer ebenfalls nach Algier geschrieben, und der so inhaltsreich ist, daß er in mancher Hinsicht zum Gegenstand einer eigenen Abhandlung dienen könnte. Die Art und Weise des Verhältnisses beider Männer bleibt uns freilich unklar.

IX.

Kampf eines Hegelianers mit den Grazien.

Eine philosophische Humoreske.

(1833.)

Als ich heute, wie gewöhnlich, meinen guten alten Freund, den Dr. Weißdaßernichtsweiß, zu unserm gemeinsamen Abendspaziergang abholen wollte, traf ich ihn, sein Sokratisches Haupt nachdenklich-verdrießlich in die Hand gestützt, ganz vertieft über einem Buche an, das ihm gewiß zur Beurtheilung zugeschickt worden, denn mein Freund Weißdaßernichtsweiß war philosophischer Recensent an der „Schlechthin allgemeinen Bibliothek der höhern Sphären." Auf meinen herzlichen guten Abend nickte er diesmal so kläglich mit dem Kopfe, daß ich wohl sah, er halte wieder sein kritisches Jammerstündchen ab, wie er immer in

seiner allerliebsten schwermüthig-komischen Weise die Zeit zu nennen pflegte, welche er ex officio auf das Kritisiren schwer zu bewältigender Bücher verwenden mußte. „Was hast Du denn wieder da, Seelendoctorchen?“ sagte ich lachend und nahm ihm das vorliegende Buch vor der Nase weg. Ich nahm, sah, und legte wieder hin; es war die eben erschienene dritte Ausgabe von Hegel's „Encyclopädie.“

„Warum wirst Du auf Einmal so still, o Trefflicher?“ fragte er mich lächelnd mit seiner lauernden Socratesmiene.

„Du weißt, o Socrates!“ entgegnete ich, mich zusammennehmend, „daß ich immer still und stumm werde, wenn mich mein Lebenstag, sei es nun durch eine Schickung der obern oder der untern Götter, irgend wie an diesen ebenso seltsam-erhabenen als gespensterhaft-unheimlichen Katakomben des menschlichen Denkens wieder vorüberführt, sowie ein frommer Wanderer beim Mitternachtspuk des Kreuzweges schweigend vorbeizieht und keinen Laut über die erblaßten Lippen zu bringen wagt, damit sich ihm nicht die Geister der Nacht an seine Fersen heften und die negativvernünftigen Kobolde ihm hinten aufhucken, um ihm mit haarscharfer Dialektik den Kopf zu zerzausen, oder ihm vorn eine positiv-unvernünftige Nase zu drehen. Du weißt auch, Unübertrefflichster, daß ich selbst in diesen encyclopädischen Katakomben eine schöne Zeit meiner Jugendjahre als an und für sich bestimmte und mich schlechterdings wissende Mumie des Begriffs vertrauert habe!“

„Du bist ein Deserteur der Hegel'schen Philosophie!" versetzte mein Freund mit sarkastischer Trockenheit. „Du stehst jetzt außerhalb des Standpunktes der Schule, und kannst mithin die Schule weder begreifen noch beurtheilen; wie sich auch überhaupt noch fragt, ob Du sie jemals in ihrer an und für sich seienden Totalität begriffen hast, denn wie könntest Du sonst außer ihr, und mit ihr uneins sein, da sich in dem Begriff, als in dieser absoluten Identität, das Subject schlechterdings mit dem Object zu diesem Festen, zu dieser concreten Totalität zusammenschließt und vermittelt! Durch seine Lehre vom Begriff in der Logik hat Hegel eigentlich schon von vorn herein Jedem dictatorisch angekündigt, daß Der, welcher zu begreifen versteht, auch sein Anhänger sein müsse, sowie umgekehrt Der, welcher nicht sein Anhänger sei, ihn auch nicht zu begreifen verstehe, weil sich ja beim Begreifen eines Gegenstandes die Kategorie des Subjectobjects nothwendig geltend macht!"

„O Dr. Weißbessernichtsweiß! Du spielst einmal wieder den Grausamen gegen mich und übergrausamst heut noch recht Deine Grausamkeit!" sagte ich seufzend und nahm die Prise, welche er mir darauf von seinem aromatischen Augentaback zur Versöhnung anbot. „Thu' aber mit mir, was Du willst, verbanne mich, verketzere mich, schmähe meine Menschheit, sprich mir das Denken ab, mach' mich zum Thier, weil ich kein Schulphilosoph sein will, behaupte, daß ich Hegel nicht verstanden, weil ich nicht sein Anhänger bin, gib mich auf, fricassire mich,

hänge mir ein Kalbsfell um die schnöden Glieder; Alles will ich gern von Dir dulden mit Sanftmuth, nur suche mich nicht wieder heim mit dieser Deiner hinundherspielenden ironischen Dialektik, mit der Du Dich keiner Partei ganz zuwendest noch abwendest, und weder der einen Alles zuzugeben noch der andern Alles abzusprechen verstehst!"

„Du charakterisirst da eben einen unparteiischen Recensenten, wie er sein soll für die Hegel'sche Encyclopädie," erwiderte mein Freund ruhig. „Meiner Meinung nach muß allerdings ein Beurtheiler der Hegel'schen Philosophie die Hegel'sche Methode selbst an ihr in Anwendung bringen, und von ihrem eignen Standpunkt aus Das, was ihm trefflich oder nichtig an ihr erscheint, ganz in denselben Operationsmärschen der Hegel'schen Dialektik entwickeln, im Uebrigen aber sich rein auf dem historischen Standpunkt der Philosophie befinden und von ihm aus dieses System, das sich für ein universales und die ganze Geschichte der Philosophie abschließendes ansieht, durchaus als eine auch nur einzelne Erscheinung der Wissenschaft zu würdigen suchen."

„Muß ein Recensent Hegel's auch da ehrlich bleiben in seiner Dialektik, wo Hegel's Dialektik selbst zu einer mit dem Begriff spielenden, trügerischen Sophistik wird?" fragte ich ihn leise.

„Darüber muß man sich nicht aussprechen!" erwiderte Dr. Weißdaßernichtsweiß. „Genug, wie ich Dir gesagt, man brauche Waffe gegen Waffe und schlage den Gegner durch seine eigne Taktik. Jetzt aber geh', mein Sohn, und

laß den blüthenlockigen Frühlingsabend draußen nicht unbenutzt, denn ich werde Dich heut auf Deinem Spaziergang nicht begleiten können. Ich bin überdies heut in einer sehr ungeselligen Stimmung, in der ich zu Deinem Spaziergenossen nicht taugen würde. Vergönne mir also diese Muße heut Abend, und geh' allein hinaus in's frischduftende Freie der Natur und athme auf mit den Blumen und lobe mit den Waldvögeln die Schöpfung, während ich in meiner melancholischen Stimmung hier nachsehen will, ob Hegel in dieser neuen, dritten Ausgabe der „Encyclopädie" den dürftigsten und schreiendsten Theil seines Systems, die Naturphilosophie, etwa umgearbeitet und geistreicher aufgefaßt habe, was freilich kaum zu erwarten steht."

„So gib mir wenigstens ein Buch mit auf den Weg," sagte ich, „denn Du weißt, daß ich nie gern ganz ohne Freund spazieren gehe!" — Ich nahm mir irgend ein Buch von seinem Schrank; es waren zufällig Klopstock's seit lange nicht gelesene Oden, welche mir in die Hände fielen. Ich will mir einmal wieder an dieser ernsten, himmelanstrebenden Muse, an dieser Muse der deutschen Gründlichkeit, das Herz stärken.

Ich ging hinaus in den Thiergarten. Mein Weg hatte mich bald, meiner Gewohnheit nach, zu den einsamsten und ferngelegensten Partien desselben, welche in einem düsterromantischen Waldkranz das Fasaneriegehege umgeben, geführt. Seitwärts von der Fasanerie befindet sich auf einer kleinen Anhöhe eine selten von Spaziergängern

aufgesuchte Bank, welche, mit dem Rücken an den wilden Forst sich lehnend, vorn eine weitblickende Aussicht über das freie Feld hin gewährt. Ich fand meine Bank heut schon von einem andern einsamen Denker in Anspruch genommen. Der außerordentliche Professor Fürsich, ein junger Hegel'scher Philosoph, mit dem ich in dem Café absolu zuweilen zu einer freundschaftlichen Partie Billard zusammentraf, saß dort und las sehr eifrig in einem neuen noch nicht ganz aufgeschnittenen Buche, in welchem ich, als ich ihm im Vorbeigehen über die Schulter sah, zu meinem Erschrecken wieder die dritte Ausgabe der Hegel'schen „Encyclopädie" erkannte. Der junge Professor schien so ganz in seinem Fürsichsein eingedämmert zu sein, daß er meine Nähe gar nicht gewahr wurde. Gewöhnliche und noch schlechthin unmittelbare Menschenkinder, deren Bewußtsein noch nicht durch die Speculation über die gemeinen sinnlichen Vorstellungsformen hinausgekommen, würden diesen Fürsich, seiner äußern Gestalt nach, unfehlbar für einen mit dem Buch in der Hand Schlafenden — ein in der gelehrten Welt nicht seltenes allegorisches Bild — angesehen haben, da er doch zweifelsohne ein über die Lehrsätze seines Meisters Denkender war oder scheinen wollte; aber wie, nach einem von Hegel selbst in der Vorrede zur „Encyclopädie" angeführten Gleichniß, „Homer von einigen Sternen sagt, daß sie zwei Namen haben, den einen in der Sprache der Götter, den andern in der Sprache der übertägigen Menschen, so giebt es auch für den Gehalt des Bewußtseins zwei Sprachen, die eine des Gefühls,

der Vorstellung und des verständigen, in endlichen Kategorien und einseitigen Abstractionen nistenden Denkens, die andere des concreten Begriffs," — und so würde man denn auch diesen jungen Professor, mit der „Encyclopädie" seines Lehrers in der Hand, nach der Sprache des verständigen Denkens, einen übertägigen Fürsich, d. h. einen nach bereits überstandenem Tagewerk Schlafenden, haben nennen können, während er nach der Sprache der Götter — wie schnell ist durch dies kühngebrauchte Homer'sche Gleichniß ein Philosoph unter die Götter versetzt! — doch gewiß ein Denkender genannt sein will. Seltsam bleibt dabei freilich immer der Umstand, daß, da nach Hegel diese beiden Sprachen für einen und denselben Inhalt und Gehalt vorhanden sind, daraus nach dialektischer Manier der Schule die Consequenz gefolgert werden müßte, daß Denken und Schlafen bei den Schülern Hegels einen und denselben Gehalt bezeichnen können, wenigstens ist kaum noch bemerkt worden, daß ein über die Paragraphen seines Lehrers Denkender je zu einem andern Inhalt gekommen wäre als ein nach vollbrachtem Tagewerk Schlafender, denn ihr Herr und Meister Hegel hat ja das Tagewerk des Denkens schon für sie vollbracht.

Doch genug, mochte nun dieser junge Professor Fürsich denken oder schlafen, ich setzte mich still an das andere Ende der Bank und zog meinen Klopstock hervor. So viel ich gesehen, schien Fürsich auch gerade die Naturphilosophie in der „Encyclopädie," aufgeschlagen zu haben. Wie Uhland's Recensent mit Kleist's „Frühling" in

der Tasche spazieren geht, so mochte auch der Hegelianer hier im Freien die vor ihm blühende Natur, welche er, nach seiner „Encyclopädie," als die „Idee in der Form des Andersseins" betrachten muß, recht genau mit der Naturphilosophie seiner Schule vergleichen wollen.

Der Abend zog unterdeß immer näher heran, die Grillen sangen auf den Wiesen und Grillen sangen in meinem Kopf. Ich weiß nicht, ich fing an, mich etwas verstimmt zu fühlen über die mehrfachen encyclopädischen Anfechtungen, die mich heut ordentlich nach einem systematischen Plan zu verfolgen schienen, und mir war so beklommen zu Muthe, als sollte ich diesen Abend noch etwas ganz Außerordentliches erleben. Und doch sprach die Abendfeier der Natur um uns her so warm zum Herzen, daß ich es der lieben Natur gern zu vergeben geneigt war, wenn sie nach dem Lehrsatz Hegel's nur der „unaufgelöste Widerspruch" ist, und „ihr Sein ihrem Begriffe nicht entspricht." Der göttliche Lebensathem, der mit Liebesinbrunst die ganze Schöpfung durchdringt, schien auch mich jetzt mit stärkendem Labehauch anzuwehen, und jeder Grashalm, der auf den Fluren grünt, schien sich von Lebenswonne trunken in ihm zu wiegen. Daß ich dies in mir fühlte, machte mich glücklich, aber wenn ich bedachte, daß der Hegelianer mir gegenüber, sagte ich ihm meine Empfindungen, mich verachten würde als einen übertägigen Menschen, der noch nicht aus der Sprache des Gefühls herausgekommen und zum Schulgott des concreten Begriffs sich aufgeschwungen, Das hätte mich grimmig machen können.

Ich schlug einige Oden Klopstock's auf, aber die rechte Muße wollte sich immer noch nicht einfinden. Fernher schallten vom Heinzelmann'schen Elysium die letzten Klänge des allmälig verhallenden Abendconcerts in abgerissenen Lauten zu uns herüber; hinten im Walde schrien einige Krähen der herandunkelnden Nacht ihren Gruß zu. Es wurde plötzlich so düster um uns her, als säßen wir im Schattenreich des abstracten Gedankens; nur dort streift jetzt eine zerrinnende Wolke den dunkeln Purpursaum ab und läßt den hellblinkenden Abendstern hervortreten. Ich verfiel in ein träumerisches Sinnen; eine innere Märchenwelt von Bildern, Gedanken und Phantasien tauchte in mir auf und umgaukelte mich mit wunderbaren Erfindungen.

„Sie hier, lieber Freund?“ sagte jetzt auf einmal Fürsich zu mir. „Ich bitte Sie, betrachten Sie doch dort jene Damen, die in seltsamer Gestalt über die Wiese herankommen. Es müssen Operntänzerinnen sein, denn sie scheinen mehr zu hüpfen als zu gehen. Mein kurzes Gesicht vermag sie noch nicht zu unterscheiden. Sind sie Ihnen vielleicht bekannt?“

Ich richtete meine Augen auf die bezeichnete Stelle und wurde drei hohe weibliche Gestalten gewahr, die aus der Region des leuchtenden Abendsterns auf die Erdenflur herniederzuschweben schienen. Ihr Gang glich einer sichtbaren Sphärenmusik; ich konnte nicht zweifeln, daß sich hier Wesen überirdischer Abkunft meinem Anblick dargeboten hätten. Die Nähe der Heinzelmann'schen Tabagie:

Elysium, brachte meine verwirrte Phantasie unwillkürlich auf die griechische Mythologie. Sollten es Göttinnen sein, die uns einmal ihren olympischen Besuch hier zugedacht? Göttinnen, aber welche? Drei Lichtgestalten erscheinen sie, in schwesterlicher Umarmung den himmlisch-anmuthigen Reigen führend. Ach, das sind, oder es giebt keine, das sind die Grazien, die Hüterinnen des Schönen am Lebensheerde, welche die Fabel die Begleiterinnen der Venus nennt, und dort strahlt ja Venus, der Abendstern, am westlichen Himmel in seinem sanftgoldenen Schein, wie eine Feuerlilie, in dessen stiller Beleuchtung jetzt die drei Göttinnen einen wonneseligen Tanz in ihrem ätherischen Rhythmus auf dem rings lauschenden Gefilde ausführten. Sie waren es, die schönwangigen Chariten, Aglaja, Euphrosine und Thalia, ganz wie Vater Hesiod sie schildert, mit dem schmelzenden Blick der Liebe:

τῶν καὶ ἀπὸ βλεφάρων ἔρος εἴβετο δερκομενάων
λυσιμελής, καλὸν δὲ ὑπ' ὀφρύσι δερκιόωνται.

Im stillem Entzücken blickte ich hin zu ihnen, und die Sehnsucht regte sich in mir, sie jetzt bei dieser guten Gelegenheit, die sich nicht so leicht wiederholen dürfte, um ihren Segen anzuflehen für die Bestrebungen meines Musenlebens. Mein kurzsichtiger Nachbar aber, der junge Professor Fürsich, hielt sie noch immer für Operntänzerinnen.

Fürsich näherte sich jetzt, mit der „Encyclopädie“ unter dem Arm, den Damen und sagte verbindlich, indem er drei Finger ausstreckte, wie alle Hegelianer, zum Zeichen der Dreiheit ihrer Philosophie, bei feierlichen Gelegenhei-

ten zu thun pflegen: „Meine Schönen, es kann zunächst dieß gesagt werden, daß Sie sich da auf der feuchten Wiese für's Erste einen Schnupfen holen werden, und ein Schnupfen ist nichts Anders als der schlechte Progreß eines an sich seienden Schleims in's Unendliche; verstehen Sie mich wohl, ich meine hier den Progreß in's „schlechte Unendliche,“ wie es Jemand geistreicher Weise ausdrücklich so benannt hat, denn das wahrhafte Unendliche ist schlechthin die Idee selbst in ihrer Identität des Denkens und Seins, und somit das Absolute. Es ist aber jetzt, nachdem die Denkbestimmungen unserer Philosophie in den Form der Nothwendigkeit die Zeit zu beherrschen angefangen, gar nicht mehr für absolut-vernünftig und zeitgemäß zu erachten, meine Damen, so beim empfindsamen Schimmer des Abendsterns auf den Feldern spazieren zu gehen, und sich mit Naturschwärmereien, als diesem Schlechten, abzugeben.“

Da lächelten die Töchter des Zeus in unbeschreiblicher Lieblichkeit, und ein himmlischer Spott umleuchtete widerlegend, aber sanft ihre sinnige Götterstirn. Ihr Lächeln war wie eine Streitschrift gegen die Anmaßungen des philosophischen Begriffs, wie eine Streitschrift, im siegesgewissen Uebermuth auf ein Rosenblatt niedergekritzelt von der Hand der Unsterblichen. Da hielt ich mich nicht länger und sagte zu dem Unglücklichen Fürsich: „Mein Gott, Professor, was machen Sie? Es sind ja die Grazien!“

„Die Grazien?“ wiederholte er staunend, und be-

trachtete jetzt näher die drei Göttinnen, deren selige Gestalten sich aus dem Flor der Abenddämmerung immer glänzender heraushoben. „Die Grazien?“ fuhr er athemlos fort — „die Grazien hat ja Hegel noch nicht einmal in seinem System! Da kann sogleich Dies gesagt werden, daß es zunächst allerdings von tiefem Interesse sein muß, die Grazien in ihrer an und für sich seienden Bestimmtheit begreifen zu lernen. Ja, eine neue Aussicht eröffnet sich mir in dieser großen, wahrhaft concreten Stunde! Ich fühle mich plötzlich berufen, noch über das System Hegel's selbstständig hinauszugehen, und unser Meister soll nicht mehr denken, daß seine Schüler nichts Neues und Eigenthümliches mehr der absoluten Wissenschaft hinzuzufügen vermögen! So wahr ich Fürsich bin in meiner an und für mich seienden Totalität, ich muß noch die Grazien unserm System einverleiben, worauf bisher noch Niemand gefallen ist!“

„Hochzuverehrende Göttinnen!“ — fuhr er mit einer tiefen Verbeugung fort — „es freut mich unendlich, nämlich in dem wahrhaft Unendlichen, mit Ihrer Bekanntschaft beehrt und beglückt zu sein. Nichts dürfte mir wünschenswerther sein, als Sie erkennen und begreifen zu lernen. Ich bitte Sie, haben Sie die Güte, mir zu Ihrem Begriff zu verhelfen, um Ihr Sein, welches das Denken ist, mir präsent zu machen! Freilich tritt mir dabei sogleich ins Bewußtsein, daß, nach unserer Lehre, der philosophische Begriff, um zu sich selbst zu kommen, sich aller Voraussetzungen entschlagen müsse. Da kann man nicht anders

als zunächst dies gesagt werden, daß es mich allerdings vorerst in Verlegenheit setzt, bei Ihnen, meine Grazien, alle Voraussetzungen fahren zu lassen, da Sie ja selbst schon eine Voraussetzung sind!"

Da lächelten sie wieder, die Töchter des Zeus, in unendlicher Anmuth den Hegelianer an, und schelmisch die Arme ineinanderschlingend zum göttlichen Spiel harmonischer Bewegung, flüsterten sie tanzend und schäkernd die Scherzworte: „die Grazien lassen sich weder begreifen noch greifen!" — Ihre Scherzworte klangen von ihren reizenden Lippen wie eine in Musik gesetzte Streitschrift gegen die Anmaßungen des philosophischen Begriffs, wie eine Streitschrift, im siegesgewissen Uebermuth auf einer Flöte geblasen.

Fürsich schien vor Erstaunen ein Außersich zu werden. „Was ist da anzufangen!" sagte er, sich zu mir wendend. „Ich kann und darf diese Grazien nicht in ihrer Unmittelbarkeit mir gegenüber verharren lassen, sondern ich will und muß sie mir durch die Nothwendigkeit des Denkens zueigenmachen; ich will und muß sie zu ihrem Begriff an und für sich bringen und durch sie als solche unser System vervollständigen!"

„Brauchen Sie nur keine Gewalt!" sagte ich bittend zu ihm, während die Chariten holdselig fortfuhren in ihrem göttlichen Tanzspiel und mit Himmelsfreude-athmenden Bewegungen auf und nieder schwebten auf der abendstillen Flur, indeß oben am Aether ein Stern nach dem andern schaubegerieg hervortauchte, um den Tänzen der Grazien

anzublicken und die schönsten seiner Strahlen auf der Göttinnen Haupt herniederleuchten zu lassen.

„Kennen Sie die Stelle des Hesiod in der Theogonie über die Grazien?“ fragte ich den in einem Kampf mit sich selbst begriffenen, unschlüssig dastehenden Fürsich weiter.

Sie wissen, wir verachten alle Citatgelehrsamkeit, allen philologischen Plunder, da wir es rein mit dem Princip zu thun haben!“ antwortete er stolz. „Was meinen Sie für eine Stelle?“

„Die Stelle,“ fuhr ich fort, „wo Hesiod uns berichtet, daß die jüngste der Chariten, die herrliche Aglaja, einmal den hinkenden Hephästos sich geheirathet habe. Ich führe dies lediglich zu Ihrer Ermunterung an, lieber Fürsich. Versuchen Sie Ihr Glück noch ein Mal bei den Göttinnen, denn wenn die Grazien in früherer Zeit einem rußigen Schmiedegott ihre Gunst nicht versagt haben, warum sollten Sie sich nicht auch jetzt zur Passion für einen reinphilosophischen Fürsich entschließen können? Also frisch noch ein Mal ans Werk, Fürsich! Erkämpfen Sie Ihrem System die Grazien, aber nur nicht mit Gewalt, denn nur aus Liebe spenden die Götter Alles!“

„Mein Zuruf verfehlte auch sein Wirkung nicht, und der Hegelianer trat, die „Encyclopädie“ unter dem Arm — omnia sua secum portans — mit neuem Muth vor die Göttinnen hin. Zur sanftesten Stimme sich zwingend, sagte er darauf flehend und überaus schmelzend: „O meine zunächst in dieser durchaus schönen Form sich mir vorstellig machenden Grazien, ich bitte Sie, entziehen Sie sich doch

nicht länger dem Begriff! Nur die unvernünftige Natur entzieht sich dem Begriffe, und es ist, wie Hr. Professor Hegel in seiner „Encyclopädie“ gesagt hat, die Ohnmacht der Natur, den Begriffsbestimmungen nicht getreu zu bleiben und ihnen gemäß ihre Gebilde zu bestimmen und zu erhalten.“

„Lieben Sie die Natur gar nicht, Herr Kürsch?“ fragten da die Unsterblichen den Schüler Hegel's, und begannen im himmlischen Muthwillen fast laut zu kichern. Ihre ironische Frage war wie ein mit Rosendornen auf ein Nesselblatt gesticktes Fragezeichen, den Anmaßungen des philosophischen Begriffs nach Recensentenmanier in Parenthese angehängt.

„Was die Natur anbetrifft, meine Grazien,“ erwiderte der Hegelianer, „die Natur also, deren Bewegung ihrer Idee durch ihren Stufengang näher Dies ist, sich als Das zu setzen, was sie an sich ist, so bitte ich, mein diesfallsiges, zunächst dem gemeinen Bewußtsein auffällig erscheinen könnendes Urtheil nicht für ein blos assertorisches gelten zu lassen, welches vielmehr nur eine subjective Particularität wäre, sondern es hat schlechthin ganz seine Stelle im Zusammenhange des absoluten Idealismus selber, wie ich aus der „Encyclopädie“ unserer Philosophie sogleich beweisen kann.“

Er schlug das Buch auf und fuhr fort: „Im §. 250 der Philosophie der Natur, welche als das Andere der Idee den zweiten Theil unsers Systems einnimmt, heißt es: Man hat den unendlichen Reichthum und die Mannich-

fähigkeit der Formen; und vollends ganz unvernünftigerweise die Zufälligkeit, die in die äußerliche Anordnung der Naturgebilde sich einmischt, als die hohe Freiheit der Natur, auch als die Göttlichkeit derselben oder wenigstens die Göttlichkeit in derselben gerühmt. Es ist der sinnlichen Vorstellungsweise zuzurechnen, Zufälligkeit, Willkür und Ordnungslosigkeit für Freiheit und Vernünftigkeit zu halten. Jene Ohnmacht der Natur setzt der Philosophie Grenzen."

Bei der tiefen Dämmerung des Abends hätte man es bewundern können, daß er diese Stelle im Dunkeln noch herzulesen vermocht, wenn nicht Hegels Schüler im Trüben zu fischen gewohnt gewesen. Er begnügte sich jedoch damit noch nicht, sondern meinte, daß er eigentlich eine andere Stelle hier im Sinne gehabt, durch die er die Grazien zu überführen hoffe, wie es nur dem schlechten Natürlichen zukomme, sich nicht begreifen zu lassen.

„Ja, meine Grazien!" fuhr er mit Eifer fort und blätterte gierig in der „Encyclopädie," während die Himmlischen mit schalkhafter Miene dem Schüler lauschten und sich unter einander belustigten und neckten über dies närrische Abenteuer, das ihnen auf ihrem heutigen Frühlingsabendausflug auf der Erde zugestoßen war — „ja, meine Grazien!" sagte Fürsich mit gesteigertem Affect, „im §. 248 der Naturphilosophie hat Hegel folgende Bestimmung darüber gemacht: — der Ausbruch seines Affects endigte jedoch jetzt in einem fast kläglichen Antiklimax, denn er bemerkte, daß gerade dies Blatt in der „Encyclopädie" noch

nicht aufgeschnitten war. Einen Augenblick lang stand er rathlos und verstummt da, wie ein Jäger, dem eben die Flinte versagt, als er sie auf den herrlichsten Wildbraten abdrücken will. „Schade," flüsterten die Grazien, „daß unsere Muhme, die Parze Atropos, nicht hier ist mit ihrer Scheere, um das naturphilosophische Blatt aufzuschneiden!"

Unglücklicher Fürsich, ich will Ihnen mein Federmesser borgen! sagte ich gutmüthig und reichte ihm mitleidsvoll das Messer hin, das ich zufällig bei mir trug. Erheitert schnitt er nun das Blatt auf und las die Worte seines Meisters: „Die Natur ist an sich, in der Idee göttlich, aber wie sie ist, entspricht ihr Sein ihrem Begriffe nicht; sie ist vielmehr der unaufgelöste Widerspruch. Ihre Eigenthümlichkeit in das Gesetztsein, das Negative, wie die Alten die Materie überhaupt als das non-ens gefaßt haben. So ist die Natur auch als der Abfall der Idee von sich selbst ausgesprochen worden, indem die Idee in dieser Gestalt der Aeußerlichkeit, in der Unangemessenheit ihrer selbst mit sich ist. Nur dem Bewußtsein, insofern dieses selbst zuerst äußerlich und damit unmittelbar ist, d. i. dem Sinnlichen, erscheint die Natur als das Erste, Unmittelbare, Seiende. Weil sie jedoch, obzwar in solchem Elemente der Aeußerlichkeit, Darstellung der Idee ist, so mag und soll man in ihr wohl die Weisheit Gottes bewundern. - Wenn aber Vanini sagte, daß ein Strohhalm hinreiche, um das Sein Gottes zu erkennen, so ist jede Vorstellung des Geistes, die schlechteste seiner Einbildungen, das Spiel seiner zufälligsten Launen, jedes Wort

ein vortrefflicherer Erkenntnißgrund für Gottes Sein, als irgend ein einzelner Naturgegenstand. In der Natur hat das Spiel der Formen nicht nur seine ungebundene, zügellose Zufälligkeit, sondern jede Gestalt für sich entbehrt des Begriffs ihrer selbst. Das Höchste, zu dem es die Natur in ihrem Dasein treibt, ist das Leben, aber als nur natürliche Idee: ist dieses der Unvernunft der Aeußerlichkeit hingegeben, und die individuelle Lebendigkeit ist in jedem Momente ihrer Existenz mit einer ihr andern Einzelheit befangen, da hingegen in jeder geistigen Aeußerung das Moment freier, allgemeiner Beziehung auf sich selbst enthalten ist. Ein gleicher Mißverstand ist es, wenn menschliche Kunstwerke natürlichen Dingen deswegen nachgesetzt werden, weil zu jenen das Material von Außen genommen werden müsse, und weil sie nicht lebendig seien. Als ob die geistige Form nicht eine höhere Lebendigkeit enthielte und des Geistes würdiger wäre als die natürliche Form, die Form überhaupt nicht höher als die Materie, und in allem Sittlichen nicht auch Das, was man Materie nennen kann, ganz allein dem Geiste angehörte."

Nachdem Fürsich Dies gelesen, blickte er mit triumphirender Miene umher und klappte dann stolz das Buch zu. Er sah jetzt so schadenfroh-grämlich aus wie Rückert's „Apotheker," vor dem alle Blumen und Gesträuche sich verfärben und grau werden vor Schreck, als er in die Natur hinaustritt, um die blühende Flora für seine Arzneigläser und Salbenbüchsen einzusammeln. Die Grazien aber

sagten die milden und freundlichen Worte, die mir entzückend in Ohr und Herz drangen, sie sagten: „Der Philosoph hat hier an sich und für sich gar nicht Unrecht, aber warum der lieben heiligen Natur die Wahrheit so grob in's Gesicht sagen? Wenn der Geist höher steht als die Mutter Natur, so kann man der schönen Mutter daraus ebenso wenig einen Vorwurf machen, als man auf die Prokne deshalb schmähen dürfte, weil sie nicht wie ihre Schwester Philomele geworden ist.“

Als sie so sagten, schien doch augenblicklich ein kleiner himmlischer Unwille ihre Götterheiterkeit zu trüben, denn sie schüttelten dabei etwas unmuthig ihr seliges Charitenhaupt, sodaß ihnen die ambrosischen Locken wallend über den lilienduftigen Nacken hinflatterten. Wunderbar; aus den flatternden, myrtegeschmückten Grazienlocken flog ein Myrtenblättchen gerade auf mich zu und ließ sich wie absichtlich nieder auf dem Buch von Klopstock, das ich noch immer aufgeschlagen in der Hand hielt. In dem Myrtenblättchen lag ein Glühwürmchen verborgen, und bei dem hellleuchtenden Schein desselben konnte ich, als ich näher auf die aufgeschlagene Stelle hinblickte, erkennen, daß es die herrliche Ode: „Der Zürchersee,“ war, auf welche die sinnigen Göttinnen mir bedeutungsvoll ein Abzeichen geworfen zu haben schienen. Ich weiß nicht, wie mir geschah, ich fühlte mich plötzlich wie durch einen stillschweigenden Befehl der Unsterblichen im Innersten gedrungen, den ersten Vers der Klopstock'schen Ode laut vorzulesen, was ich denn auch zur nicht geringen Verwunderung Für-

sich's sogleich that, indem das Glühwürmchen, das in dem Myrtenblatt schlummerte, mir in der Dämmerung dazu leuchtete:

Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt!

Da umschwebte mit unendlicher Huld ein Beifallslächeln die Lippen der Grazien, und ihr Lächeln war wie eine zum Liebesgedicht gewordene Kritik der Klopstock'schen Naturansicht, wie die anerkennende Kritik, welche ein Bräutigam in einer Morgenzeitung über sich liest, nämlich in den morgenfrischen Augen seiner mit ihm zufriedenen Braut, aus denen er vom Kriegsschauplatz des Herzens her die Siegeszeitung erhält, daß er ihr Einziger ist. Fürsich aber kam mit dem Ausdruck der größten Verlegenheit im Gesicht zu mir heran und sagte, sich verzweiflungsvoll die Hände reibend: „Zum Kuckuk, was lesen Sie da? Da kann zunächst Dies gesagt werden, daß es im Augenblick gar nicht von paßlichem Interesse war, bei so schwierigen und abstrusen Materien, wie wir sie eben aus unserm System behandelten, ein Gedicht hervorzuziehen, da Gedichte überhaupt nur der schlechten Gefühlssphäre angehörig sind, und nicht identisch sind mit dem Sein, welches das Denken ist."

Als er so nach dem Princip seiner Schule auch noch die Poesie schmählich herabwürdigte, schien das schlafende

Glühwürmchen in dem Myrtenblatt vor Schreck darüber aufzuwachen, denn es kroch auf einmal einige Verse weiter die Klopstock'sche Ode entlang und blieb dann altklug bei der 14. und 15. Strophe derselben stehen, auf welche es den hellsten Schimmer seines Stralenleibchens fallen ließ, gleichsam um mich dadurch wieder zum Lesen einzuladen. Ich las auch wirklich, den stillschweigenden Befehl der Grazien voraussetzend, sogleich mit lauter Stimme:

Durch der Lieder Gewalt, bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein; mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen in's sanfte Herz,
Ist, beim Himmel! nicht wenig,
Ist des Schweißes der Edeln werth!

„Rasen Sie? Haben Sie einen declamatorischen Fieberanfall? Ich bitte Sie, verschonen Sie mich nur in diesem Augenblick mit Poesie!“ sagte Füßich erhitzt und boshaft zu mir.

Ich aber versenkte mich in süße Freude, als ich, zu den Grazien hinüberblickend, bemerkte, daß sie den Rhythmus der Klopstock'schen Verse mit der Götteranmuth ihrer schwebenden Tanzbewegungen accompagnirt hatten. Dann sagte ich menschenfreundlich und ganz herzlich zu den im

Außersichsein aufgelösten Fürsich: „Sein Sie doch bei sich, in Gott geliebter Fürsich, und bewundern Sie mit mir unsern tiefbegeisterten Klopstock! Ist es nicht merkwürdig, daß der Dichter in der zuerst von mir gelesenen Strophe seiner Ode so lange *vor* Hegel gerade dieselbe Naturansicht so *mild-poetisch* ausgedrückt hat, welche der Philosoph in dem von Ihnen vorgelesenen Paragraphen seiner „Encyclopädie“ mit der ganzen göttlichen Grobheit des Begriffs hingestellt hat? Während Hegel lebhaft, fast mit einer gewissen Animosität das *Geistige* gegen das mit unangenehmer Verachtung von ihm behandelte *Natürliche* zu erheben sucht, hat Klopstock in heiter Dichterklarheit nur das frohe Gesicht, *das den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt*, schöner gepriesen als die schöne Mutter der Schöpfung, die Natur selbst, aber er erkennt doch noch die schöne Mutter Natur in ihr. Nach Hegel's Naturphilosophie ist die Natur nur die mobled queen, die schlotterichte Königin, von der nur ein Polonius sagen könnte, daß sie gut sei; eine schlotterichte Königin, der eine Garderobe von lauter schlechten und unvernünftigen Zufälligkeiten, Willkürlichkeiten und Einzelheiten, die alle keine Einheit haben und sich dem philosophischen Begriff entziehen, um den Leib schlottert. Wohlaffectionirter Fürsich, ich muß mich einmal darüber ganz frei und ehrlich gegen Sie aussprechen! Es ist mir überhaupt nichts verdrießlicher an dem System Ihrer Schule als die Manier, unaufhörlich Alternativen aufzubringen, und das Dilemma zu stellen, daß entweder nur

Dies oder das Andere Gültigkeit und Wirklichkeit haben solle, und das Andere im Leben ausschließe. Wenn Hegel, dessen Philosophie mir in vielen Dingen gewiß eine ernste, verehrungswürdige Erscheinung ist, den ich aber mehr dadurch zu ehren glaube, daß ich über seine Sätze nach meiner Einsicht nachdenke, als daß ich sie blind nachspreche; wenn Hegel auf das Verhältniß der Philosophie zur Kunst, des Denkens zum Schaffen, der Natur zum Geist zu reden kommt, so muß er immer Eines durch das Andere vernichten und untergehen lassen, damit das, was ihm Prinzip ist, sich als ausschließlich herrschend oben erhalte; um die Philosophie, welches dann namentlich seine Philosophie ist — denn mit seinem System hat er ja die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Denkens abgeschlossen — um seine Philosophie allein auf den Thron des Geistes zu stellen, wird er an dem ewigen Gedankenleben der Kunst zum Geistesläugner, indem er ihr nur die natürliche Sphäre, das Gebiet der sinnlichen Vorstellung, also nach ihm: des gemeinen Bewußtseins, anweist, indem er ihr nur die Schwärmerwelt des in seinem System an einer Herzverhärtung hingestorbenen Gefühls zum Wirkungskreis eröffnet; um das Geistige über das Natürliche zu setzen, hetzt er den Begriff gleich mit einem gewissen Ingrimm gegen die Natur und schilt die Mutter wegen ihrer „Ohnmacht" aus, weil er sich keine Logik aus ihr zurechtmachen kann, und doch vermöchte die ohnmächtige Natur durch einen einzigen negativ-vernünftigen Wolkenbruch oder durch die Dialektik einer Alles mit sich selbst identisch machenden

Sündfluth alle trocknen philosophischen Systeme dieser Erde so wohlthätig anzufeuchten, daß auch keiner ihrer geistesstolzen Paragraphen übrig bliebe, denn Noah pflanzte nur die Gattung fort, und der Bund, den Gott mit dem Menschengeist schließen wollte, sollte ein neuer Bund sein, und so würde denn auch ein zweiter Noah in seine Arche, die nur den zur Fortpflanzung bestimmten unvernünftigen Geschöpfen der Natur geöffnet war, die schlechthin vernünftigen Paragraphen unserer Philosophie gewiß nicht aufnehmen, welche dann in dem großen Regen rettungslos zu Wasser werden müßten. Ich halte es aber nicht nur für ein Sichselbstüberbieten des Hegel'schen Scharfsinns, daß er immer und jederzeit Alternativen aufbringt, daß er überall seinen philosophischen Begriff auf Leben und Tod in die Schranken hinausführt, sondern es ist auch ein seinem philosophischen Begriff selbst innewohnendes ätzendes Gift, das die Lebensblüthen, auf welche es gespritzt wird, verzehrt und nicht länger mehr blühen läßt. Deiner Ode jedoch, unsterblicher Klopstock! ist wol nie eine schmeichelhaftere Verherrlichung zu Theil geworden als heut, wo aus dem Lockenhaar der Grazien sich ein Myrtenblättchen auf den schönsten Deiner Verse niederließ, um ihn zu zeichnen. Ja, diese Ode von Dir haben die Grazien gezeichnet!"

„Entschuldigen Sie," fügte ich bescheiden hinzu, „daß ich Sie vorhin in Ihren Bemühungen unterbrochen, Ihrem System die Grazien zu erkämpfen! Fahren Sie fort, lie-

der Fürsich, und geniren Sie sich nicht im Mindesten meiner Gegenwart halber!“

Die schelmische Aglaja lächelte ihn muthwillig und wie herausfodernd an; die erstere Euphrosyne blickte sinnend zu den in goldenem Duft leuchtenden Wandelsternen über uns empor, als sehne sie sich von der philosophischen Conversation hinweg in ihre Heimath; Thalia aber fragte den Schüler kurz, was er denn eigentlich von den Göttinnen des Schönen begehre.

„Es kann zunächst Dies bemerkt werden,“ antwortete Fürsich, „daß es mir nach der vorgeschrittenen Erkenntniß unserer Zeit durchaus in der Form der Nothwendigkeit bestimmt zu sein scheint, daß die Göttinnen des Schönen sich fortan mit der alleinigen Göttin, der Philosophie, welches näher unsere Philosophie ist, verbinden und ihr unterwerfen. Ja, meine Göttinnen, ich bin wissenschaftlich überzeugt, daß heutigestags die Zeit des Individuellen vorüber ist, und daß der Menschengeist sich immer mehr in sein Allgemeines auflösen wird, worauf unser System wenigstens unermüdlich hinarbeitet. Ich ersuche Sie daher, o Göttinnen des Schönen, zunächst Ihre Individualität aufzugeben, auf diese Weise das Schöne unserm philosophischen Begriff anzunähern, und dann, in der Idee mit uns sich zusammenschließend, in unserm System zu Grunde zu gehen; zu Grunde gehen gebrauche ich hier nämlich ganz in dem eigenthümlichen Sprachgebrauch des Stifters unserer Schule, wonach es heißt: auf den Grund des Begriffs zurückgeführt werden, und diese

sinnreiche Zweideutigkeit der Sprache mag dann auch näher dahin ihre Geltung haben, daß das Unwesentliche und Zufällige an einem Gegenstande allerdings auch in einem andern Sinne zu Grunde geht, wenn man den Gegenstand in die Tiefen seines Grundes untertaucht. So verschmähen Sie es denn auch nicht, o Göttinnen des Lebensschönen und des Kunstschönen, im System Hegel's zu Grunde zu gehen, und in ihm aufgenommen, werden Sie nicht mehr die Schönen, sondern das Schöne sein, denn das Individuelle muß eben in jenem andern Sinne des Sprachgebrauchs zu Grunde gehen! Phantasten meinen zwar, das Individuelle sei der eigentliche Reiz am Leben und an der Kunst, und um sich im Allgemeinen aufzulösen, sei erst Zeit im Grabe, aber hören Sie nicht auf diese Leute, sondern auf mich, meine Grazien, denn nicht das Individuelle, sondern das Absolute ist die Tendenz aller Bildung! Sehen Sie her, in der „Philosophie des Geistes," welche den dritten Theil unserer „Encyclopädie" bildet, Einleitung §. 384. sagt Hegel Folgendes: Das Absolute ist der Geist; dies ist die höchste Definition des Absoluten. Diese Definition zu finden und ihren Sinn und Inhalt zu begreifen, Dies, kann man sagen, war die absolute Tendenz aller Bildung und Philosophie, auf diesen Punkt hat sich alle Religion und Wissenschaft gedrängt; aus diesem Drang allein ist die Weltgeschichte zu begreifen."

„Hier will ich noch eine eigne Bemerkung zu dieser Stelle machen!" fuhr Färsch mit kühner Zuversicht fort,

nachdem er sie gelesen. „Wenn Hegel sagt: „Das Absolute ist der Geist, so kann ich auch sagen: „Der Geist ist das Absolute!“

„So sind Sie also auch ein absoluter Geist, Herr Fürsich?“ fragten die Grazien mit einem göttlichen Seufzer.

„Das versteht sich!“ antwortete er bettelstolz.

„Ach!“ seufzten die Unsterblichen noch einmal einstimmig; und ihr Ach war wie eine über dem Grabe menschlicher Schwäche aufblühende Trauerblume, die ihre thauschweren Blätter wie in Mitleidsthränen wiegt. Es klang, als drückten die Göttinnen damit ihr gefühlvolles Mitleid aus über den Menschengeist, der, obwol er nur ein werdender und ein aus dem Nichts zum Sein strebender sei, sich doch für absolut halte; über den Menschengeist, den das wilde Bilderspiel des ihn tragenden Lebens unablässig umrauscht und den der Anfall einer Kopfgicht oder die Gedankenlosigkeit der Alterschwäche wieder zum Kind machen kann, das zuletzt nach lebenslangem Suchen der absoluten Weisheit sich bescheidet, alle Weisheit nur in Gott anzubeten.

„Sie scheinen sich in Gefühle und Empfindungen zu verlieren, meine Verehrten!“ fuhr Fürsich fort. „Auch die Gefühle und Empfindungen müssen in Ihnen zu Grunde gehen, wenn Sie mit unserm System sich vereinigen, denn das Gefühl ist (vergleichen Sie §. 447. der „Encyclopädie,“ in der Psychologie, a) der theoretische Geist, α) Anschauung) nur eine zufällige Particularität, in welcher die Subjectivität noch nicht als frei gesetzt ist.“

„Mein Herr!“ flüsterten die Grazien, „Sie wollen die Schönheit, die wir im Leben und in der Kunst beschützen, Sie wollen sich die Schönheit für Ihre Philosophie erobern, und vergessen, daß man der Schönheit auf dem Altar der Empfindung opfert!“

„Das soll und muß eben anders werden durch unsere Philosophie!“ antwortete Fürsich. „Der Schönheit soll nicht mehr geopfert, sondern sie soll von nun an nur begriffen werden, denn die Zeit der unmittelbaren Production ist längst vorüber!“

„Ach! Ach!“ seufzten die Grazien wieder, wie oben, mit einem göttlichen Seufzer, und ihr Doppelach glich dem Wehen zweier Stechpalmen, die über dem Grabe eines Kunstverächters sein Nachbar, ein Kunstgärtner, gepflanzt hat. Ihr Doppelach drang mir so tiefmahnend zum Herzen, als müßte ich hinzufügen: Beim Abendstern! Was würde aus den Künstlern und der Kunst werden, wenn man ihnen die Unmittelbarkeit ihres Schaffens verdächtig machen wollte! Aus einer Schulphilosophie ist nie ein Künstler hervorgegangen und gebildet worden. Ein schulphilosophischer Dichter — was müßte das für ein Mensch sein! Er müßte ohne Herz und Empfindung dichten, denn seine Schule würde ihm zuvor das Herz, welches, nach ihr, das Schlechte am Menschen ist, aus dem Leibe genommen haben. Ein schulphilosophischer Maler würde immer in Grau malen, und ein schulphilosophischer Musiker würde sich etwa damit begnügen müssen, zeitlebens das

Brummeisen zu spielen und auf demselben: „Mich fliehen alle Freuden ꝛc." in Weh-Dur zu variiren.

„Sehen Sie her, meine Grazien!" sagte jetzt Fürsich weiter, „im §. 400 der „Encyclopädie" (in der Anthropologie, unter der Rubrik: Die natürliche Seele, γ) Empfindung) ist Folgendes bestimmt worden: Daß die Empfindung und das Herz nicht die Form sei, wodurch etwas als religiös, sittlich, wahr, gerecht u. s. w. gerechtfertigt sei, und die Berufung auf Herz und Empfindung entweder ein nur Nichtssagendes oder vielmehr Schlechtessagendes sei, sollte für sich nicht nöthig sein, erinnert zu werden. Es kann keine trivialere Erfahrung geben als die, daß es wenigstens gleichfalls böse, schlechte, gottlose, niederträchtige u. s. w. Empfindungen und Herzen gibt; ja, daß aus dem Herzen nur solcher Inhalt kommt, ist in den Worten ausgesprochen: Aus dem Herzen kommen hervor arge Gedanken, Mord, Ehebruch u. s. w. In solchen Zeiten, in welchen das Herz und die Empfindung zum Kriterium des Guten, Sittlichen und Religiösen von wissenschaftlicher Theologie und Philosophie gemacht wird, wird es nöthig, an jene triviale Erfahrung zu erinnern, ebenso sehr als es auch heutigestags nöthig ist, überhaupt daran zu mahnen, daß das Eigenste, wodurch der Mensch sich vom Vieh unterscheidet, das Denken ist, und daß er das Empfinden mit diesem gemein hat."

Kaum hatte Fürsich diese rohen Worte hergelesen, welche mir auch jetzt, wie immer, durch Mark und Bein schnitten, und kaum hatte ich angefangen, in mir selbst ehr-

lich nachzuforschen, ob ich denn wirklich meine Empfindungen, wie Hegel sich ausdrückt, mit dem „Vieh“ gemein hätte, und ob nicht, selbst wann die Empfindung nur das unbestimmte seelische Träumen sei, das vor dem Sonnenlicht des Denkens wie Nachtgeflügel zerstiebe, ob nicht selbst dann noch zwischen menschlicher und thierischer Empfindung ein ebenso himmelhoher Unterschied stattfinde als zwischen Mensch und Thier überhaupt: kaum hatten sich diese unabweislichen Betrachtungen mir aufgedrungen, als ich bemerkte, daß sich die Scene um uns her in diesem Augenblick verändert habe. Die Grazien waren plötzlich verschwunden. Dieser letzte Lehrsatz Hegel's hatte die Grazien auf immer aus unserm Gesichtskreise verscheucht, und die Schönheitsgöttinnen des Lebens schienen, durch das grobe Geschütz dieses Paragraphen angedonnert, lautlos wie im Nu in der Aetherferne zerflossen zu sein. Fürsich stand, mit der „Encyclopädie“ unter dem Arm, sprachlos da und starrte, ein dummes Gesicht machend, in die leere Luft. Der Hegelianer hatte im Kampf mit den Grazien nun eigentlich das Feld behauptet, denn die Himmlischen waren vor ihm gewichen, aber der Klagegesang der Vögel im nahen Walde schien ihn zu bedauern, daß er so unglücklich gewesen, auf diese Weise Sieger zu sein. Mir aber hatte die Flucht der Grazien eine Wehmuth im Herzen zurückgelassen, die mich um so banger überschlich, als unmittelbar nach ihrem Verschwinden Hesperus und die andern Sterne sich in undurchsichtige Wolkenschleier verhüllten, und ein

schwarzdunkler Horizont sich wie trostlos über das nächtliche Ebenthal ausbreitete.

Ich näherte mich Füsichen und weckte ihn aus seiner Starrsucht, indem ich mit meinem Klopstock sanft gegen seine „Encyclopädie" schlug und dadurch ein Geräusch erregte. Wir wußten Beide nicht, ob wir gewacht oder geträumt hatten, und traten, ohne ein Wort zu sprechen, den Rückweg miteinander an, der durch den stockfinstern Wald und in der schauerlichen Einsamkeit der Gegend nicht erfreulich war. Dazu kam, daß sich am Himmel ein fürchterliches Gewitter zusammenzuziehen schien und augenblicklich mit Donner, Blitz und Regen über uns schutzlose Wanderer loszubrechen drohte. Jetzt erblickten wir im Forst ein fernherschimmerndes Licht, das uns immer näher kam. Es war Füsich's junge Frau und sein Dienstmädchen mit der Laterne und einem Regenschirm, um ihren verirrt geglaubten Philosophen, der sich im Zug abstracter Gedanken oft von dem rechten Wege, der nach Hause führte, zu entfernen pflegte, zu suchen. Die Frau, welche das absolute Pantoffelregiment in der Philosophenwirthschaft zu führen schien, war sehr ungehalten, daß ihr Mann sich so im Thiergarten verspätet, wo ihn nun noch das böse Wetter heimsuchen werde. Ich tröstete sie und sagte: „Frau Professorin, einem Hegel'schen Philosophen kann eigentlich nie etwas recht Böses begegnen, denn Hegel faßt ja das Böse nicht als jenes dämonische Weltprincip auf, wie es sonst alle Völker von der Zeit ihrer mythischen Träume an bis zu ihrem bewußten Denken herauf gefaßt haben,

sondern er läßt das Böse und Gute dialektisch in einander überschlagen, so daß das Böse nur eine logische Unangemessenheit des Seins gegen das Sollen ist, welche nach dem Hegel'schen Umschlagen der Begriffe ebenso leicht in ihr Anderes, d. h. in das Gute umschlagen kann. Daher, wenn ich die Hegelianer auch angreife; thue ich ihnen doch eigentlich nichts Böses, sondern dies Böse wird, nach dem Princip ihrer Schule selbst, sogleich zu etwas Gutem umschlagen können."

Die Hegelianerin lächelte, ich aber fuhr, gegen ihren Mann gewendet, fort: „Lieber Fürsch, auch ich habe einmal die Hegelsche Encyclopädie nocturna und diurna manu, wie Horaz sagt, gewendet und umgewendet, und da fallen mir noch die Paragraphenzahlen zum Beleg für das eben Angeführte ein. Vergleichen Sie gefälligst in der Encyclopädie, in der zweiten Abtheilung der Philosophie des Geistes: Der objective Geist, B. die Moralität, γ) das Gute und das Böse, die §§. 507, 508, 509, 510, 511, 512. Ich bringe Ihnen diese Paragraphzahlen gewissermaßen zum Gegengeschenk für die vielen Citate, die Sie uns vorhin im Gespräch mit den Grazien so überreichlich zum Besten gegeben haben."

„Wenn habe ich Citate zum Besten gegeben?" fragte er mich überrascht, als wisse er von nichts. Ich hatte nicht Lust, mich in Erörterungen einzulassen, that daher auch, als wisse ich von nichts, und nahm am Brandenburger Thor kalten Abschied.

Ich suchte noch meinen Freund, den Dr. Weißdaßer-nichtsweiß, auf, um ihm seinen Klopstock wiederzubringen. Der philosophische Recensent saß noch bei der Studirlampe und lucubrirte über der Hegelschen Encyclopädie. Ich erzählte ihm sogleich ausführlich mein Abenteuer mit den Grazien. Er rieth mir, die Phantasie zu Papier zu bringen und als eine phantasmagorische Kritik über die Hegel'sche Encyclopädie drucken zu lassen. Er selbst, fügte Dr. Weißdaßernichtsweiß hinzu, beabsichtige zwar auch noch, eine möglichst gründliche und in strengwissenschaftlicher Methode gehaltene Recension über die Encyclopädie zu schreiben, aber er werde mit dieser schweren Arbeit wohl erst in dreihundert Jahren zu Stande kommen, wo sie vielleicht nicht mehr zeitgemäß sein dürfte.

„O Sokrates!" entgegnete ich, „wenn ich mein Abenteuer mit den Grazien drucken lasse, so wird man mir, der ich doch eigentlich unschuldig an der ganzen Sache bin, sehr zürnen in Berlin von der Spree bis zum Schafgraben! Ich würde daher etwa zum Schluß des Aufsatzes die besondere Bemerkung hinzufügen: Notabene für Zürnende: Zürnet mir nicht, seid mir gut, denn ich habe ja nur meine Gesinnung ausgesprochen, wie Ihr es auch in Eurem Systeme thut, und eine Gesinnung ist der andern werth! Seht, diese Kritik ist ein Frühlingsabendscherz, der mit Blüthen neckend umsichwirft, aber wer kann dafür, wenn in einer Blüthe irgendwo eine Biene versteckt war, die mit ihrem zweispitzigen Stachel Euch um-

schwärmte? Wer kann dafür, wenn es bei solchen Frühlingsabendscherzen zuweilen etwas schwül wird, wenn durch das Waldlaub mitunter finstere Gedanken rauschen und fern grollende Donnertöne einen Gewitterausbruch vorhersagen?“

IX.

Die Sylphide des Nordens.

Komm, Sylphide des Nordens! Komm hinaus auf die Berge! Das Salongewühl hat Dich lange genug verdunkelt, und Du redest nur gebrochen diese langweilige Gesellschaftssprache der Deutschen! Es thut mir wehe, Dein Bildniß zu sehen unter den andern, und es scheint mir dann auch ohne eigenes Walten, wie die andern!

Und das große Diner war beendigt, und man öffnete die Saalthüren, um zu Paaren hinaus zu schweifen in Garten und Feld. Man spazierte ans Elbgestade und klimmte die Berggelände hinan, soweit sie bequem sich ersteigen ließen für Herren und Damen. Und die weiße Sylphide, das Kind des fernen Nordens, war mitten unter ihnen, aber sie achtete nicht mehr auf Herren und Da[men,] und schon sah ich in ihren blauen Augen die S[ehnsucht] [illegible] Ab-schimmern nach den Bergen ihres Vaterlandes. [illegible] sollte sie

Sie lächelte, und auf einmal hob sich die schlanke Gestalt empor, wie ein Vogel, der sich zum Fluge schüttelt. Eine ganz andere Natur trat urplötzlich heraus aus dem Mädchen, und die elegante Gesellschaft, die bis auf diesen Moment sie für ihres Gleichen gehalten, sah ihr erstaunt nach, wie sie über den Gipfeln verschwand. Sie war über die Berge davon gehüpft, wie eine tanzende Antilope, und oben auf der steilsten Höhe zeigte sich erst wieder das weiße Antlitz, an dem ich, ihr nacheilend, mein Reh des Nordens erkannte.

Und ich stand oben an ihrer Seite, der Wind spielte mit dem Schleiertuch ihres blonden Haares, und die Luft der Höhe hatte sie eigen angeweht, daß sie schöner, weißer und duftiger aussah, als jemals. Am Himmel war schon die glänzende Mondscheibe leise herausgetreten, und da wir ganz allein standen, fragte ich sie: ob sie den Mond liebe?

Sie sagte zögernd: Ja! bat mich aber, es dem Mond nicht wiederzusagen. Dann verhüllte sie die herrlichen Augen schamhaft hinter beiden Händen.

Die Sylphide würde es selbst dem Monde nie gestehen, wenn sie ihn liebte. Sie hat ein großes einsames, schüchternes oder kaltes Herz, man hat es noch nicht erforscht. —

II.

...t gewiß nicht, denn ich wärme mich an der sonni-
...hrer Blicke. Wie irrst Du Dich! sagte sie zu

mir, als sie an meinem Arm langsamer den Berg hinabstieg. Du hast mich für ein frisches, glückliches und lustiges Mädchen gehalten, und hast mich gesucht, weil man sagte, daß ich Witz und klaren Verstand mitgebracht habe aus den Nadelwäldern und von den Schneehöhen meiner Heimath. —

Dann stand sie still, und schüttelte ihr Umschlagetuch, um den wogenden Busen zu lüften, denn es war schwül, und der Abend hatte warme Gewitterhauche gebracht. Ein wunderbares Wehen flog mich aus ihrem Busen an, indem sie sich so schüttelte, und es war, als sage sie zu mir: Hier hast Du Alles, was in mir ist, mein übermüthiges und keckes Wesen, das Dich so gefreut hat, meinen Spott gegen die Gesellschaft, mit dem Du gewetteifert hast, meine Reinheit und meinen Himmel, meine verborgene Seelengluth und auch das Arom meines Giftes, das ich in mir trage! Kennst Du nicht den geheimen Wurm, der an meinem Wesen nagt? Ich möchte todt sein! —

War es mir doch wirklich, als hätte sie so zu mir gesprochen, und ich dachte darüber nach, während sie schweigend an meiner Seite fortging. Wir waren wieder hinuntergelangt zu der andern Gesellschaft und die Sylphyde lachte und scherzte wieder mit den Uebrigen und die Herren machten ihr Complimente. —

Dann ging es wieder in den Saal, die festlichen Kerzen wurden angezündet, auch Musik kam herbei und ein kleiner Ball ward begonnen; denn es war heut die Abschiedsfeier für die Sylphide. Den andern Tag sollte sie

wieder in ihre kalte Heimath zurückkehren, und der Vater war gekommen, um die Tochter wieder aus Deutschland abzuholen, wo ihr hoher Sinn sich begeistert hatte an den Werken der deutschen Musen.

Sie haßte und liebte den Tanz, beides in derselben Minute. Er ergreift sie bacchantisch, der holde Uebermuth und sie schwebt auf eine unbegreifliche Weise dahin, als wolle sich ihr alter Wunsch erfüllen, einmal davon fliegen zu können. Dann sucht sie mich und tritt still zu mir heran in die Ecke des Saals, wo ich ihr zugesehen, und Schwermuth und Verzweiflung blicken aus den Augen des wunderbaren Mädchens. Der Galopp war schön! sage ich, und sie fragt mich, indem glänzender Spott um ihre Lippe zuckte: ob es wohl jemals eine Zeit gegeben, in der man sich so tödtlich gelangweilt habe, wie in der unsrigen? —

Fragen Sie die Schriftgelehrten, mein Fräulein! Nachher besann ich mich, und überdachte die Weltgeschichte, und sagte: Nein! Unsere Zeit, in der wir das Unglück haben, jung zu sein, ist die allerlangweiligste, die es jemals gegeben, seitdem es Zeit giebt!

Oh! erwiderte sie. Ich weiß ein Mittel. Wenn die Erde sich wieder auseinander thun wird zu einem Grab für Alle, dann ist Alles gut!

Ich mußte lachen, denn die Musik zu dem neu anhebenden Walzer variirte eben das Thema aus dem Don Juan: „Ich weiß ein Mittel, sicher und schön!“

Sie aber verließ den Saal, und ging allein hinaus in die Nacht. Ich wagte nicht ihr zu folgen. —

III.

Ich stand unter den Tanzenden und schauerte zusammen über die frierende Einsamkeit, die in der Gesellschaft mich beschleicht. Dann sann ich träumend nach über das schöne Räthselbild der nordischen Sylphide. Man weiß nicht, warum sie so übermüthig und so traurig, so schön wie ein Engel und so witzig wie ein Teufel zugleich sein kann, denn zuweilen erschien sie mir auch schon boshaft, aber freilich jedesmal so, daß man ihr hätte zu Füßen sinken mögen. Dann fiel mir ein, wie herrlich sie einmal über Rahel und Charlotte, deren geistige Bekanntschaft sie in Deutschland gemacht, zu mir gesprochen. —

Ueber Charlotte.

Von süßem Todeswissen längst schon trunken
Und doch erfüllt vom schönsten Lebensgotte,
Stand lächelnd im Zenith der Welt Charlotte,
Im holden Auge Abendsonnenfunken!

Was sollt' ihr unten noch das Erdenprunken?
Der Schein, an dem das Sein ihr ward zum Spotte?
O großes, krankes Liebesherz, Charlotte!
Dir ist die Erde, und Dein Stern entsunken!

Doch stille, Ton des Vorwurfs und der Klage!
Die äußre That verklärt sich schon zur Sage,
Und was verbleibt ist nur Dein ewig Bild.

Es hat erst recht sein wahres Sein enthüllt
Und andachtsvoll verstehen edle Herzen
Dein Sinnen, Deine Schönheit, Deine Schmerzen! —

* * *

— Ein anderes Mal bringe ich ein Sonett, das mir die Sylphide über Rahel gesagt. Denn es kommt mir nicht alle Tage, daß ich Sonette schreibe. —

IV.

Draußen stand der Mond mit Tageshelle über der Elblandschaft, der Fluß, die Berge und das jenseitige Ufer waren übergossen von der zarten Lichtwelle. Ich wußte, wo die Sylphide war, aber ich durchirrte lange den Garten ganz allein, und ehrte die Einsamkeit, der das Kind des fernen Nordens sich überlassen hatte. In der Einsamkeit sah ich sie oft am fröhlichsten werden, sie kletterte dann überall umher nach ihrer Weise, und man fand sie zuweilen schlummernd auf einem Hollunderbaum wieder, in dessen Zweigen sie sich ein Lager gesucht. —

Jetzt stand ich wieder neben ihr, auf der höchsten Gal-

lerie des chinesischen Thurms, den der Besitzer hier hatte erbauen lassen, um von ihm die Fernsicht über die ganze weite Elbgegend zu haben. Ich legte meine Hand um ihren schlanken Leib, und sah zum ersten Mal, daß diese Krystallgestalt von einem Gefühl der Wehmuth durchbebt war, und in sich selbst erzitterte.

Sie sagte, sie feiere in diesem Augenblick ihren Abschied von Deutschland. Schauernd denke sie zurück an die Oede ihrer eigenen Heimath, hinter deren Felsen sie in wenigen Wochen wieder eingeschlossen sitzen werde.

Sie liebe ihr Vaterland, es sei rauh und schön, schneeweiß und voll Unschuld, kalt, aber ohne Falsch, ein treues Herz, aber langweilig! — Ich fürchte, daß in der Ferne die Anziehung des deutschen Lebens wie ein ewiger Schmerz über mich kommen werde! sagte sie.

Dann zeigte sie mir mit ihrem weißen Finger die Gegend umher, die im Schmelz des Mondes, im Schimmer des Stroms, im Schattengrün der Wälder sich vor uns bewegte. Hohe Bäume und Büsche ragten fast bis an den Rand der Gallerie zu uns empor, und hoben rauschend ihre Zweige, als wollten sie wiederwinken zu sich in den tiefen Grund. Die Sylphide war in stilles Nachsinnen versunken, der Nachtwind wehte um sie her, und schüttelte die ganze Gestalt. Sie aber hob den Fuß, um auf das schmale Geländer zu treten, das die Gallerie umsäumte, und sich dort, zwischen den Lüften schwebend und schwankend zu ergehn. Halb mit Gewalt hielt ich sie zurück, und sie gab endlich schmerzlich lächelnd mir nach.

Ich hatte Lust, mich in den gähnenden Abgrund hinunterzustürzen! flüsterte sie geheimnißvoll; und doch klang es auch wieder wie ein Scherz.

Da unten ist der Tod! sagte ich. Bei dieser Gelegenheit könnte ich auch finden, was das Beste wäre!

Ach der Tod! sagte sie wieder. Wär' ich todt, so gingen Sonn' und Sterne auf und nieder über meinem Grab; Tag und Nacht vollbrächten ihren langweiligen Lauf und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, so säh' ich nicht mehr, wie die Menschen sich liebten; sie schlagen sich aus Liebe Todeswunden, und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, so hört' ich nicht mehr, wie die Menschen mit einander reden; sie sprächen Lüge auf Lüge und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, so hätten alle Gedanken ein Ende; ein Gedanke bekriegte in der Welt den andern, und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, so hört' ich nicht mehr singen und beten; die Menschen schreien zu einem unverstandenen Gott, und es kümmerte mich nicht in meinem Grab!

Dann gingen wir wieder in den Ballsaal, aber sie tanzte nicht mehr. —

V.

Man nahm Abschied von ihr, sie hatte viele Geschenke von allen ihren deutschen Freundinnen bekommen,

es war ein großer Lärm, und Mitternacht war längst vorüber, als man noch nicht aufgehört hatte.

Ich nahm auch meinen Abschied von der Sylphide, und es ist keine Aussicht, daß ich jemals sie wiedersehe. Sie war so kalt, als wir uns verabschiedeten, daß mich fror im innersten Mark, und ich es nicht mehr aushalten konnte. Ich wurde aber noch kälter als sie.

Bist Du nun reisefertig, Sylphide des Nordens? Hast Du auch Dein Herz gut eingepackt in einer besondern Kiste, damit es unversehrt und wohlerhalten in Deiner kalten Heimath wieder anlangt? Nimm es ganz mit, Dein Herz, und laß es ja nicht zurück in Deutschland! Es wohnt Tod und Verzweiflung darin, so jung und mädchenhaft es ist, und es strömt über von dem Gift der Zeit! Laß es uns nicht, wir haben Unglück genug!

Morgen setzest Du den Fuß auf das Dampfboot, glückliche Reise! Gestern als eine Nothwendigkeit für das ganze Leben erschienen, muß man Dich heut schon aufgeben mit Deiner schnell vorüber wandelnden Gestalt, und morgen bist Du nicht mehr zu schauen. Dein blaues Augenaufschlagen, dem ich nun nicht mehr begegnen werde, zerrinnt in den Duft der Ferne. Eine glückliche Welle trage Dich fort in Deinen Norden! Soll ich wundersame Dichtung aus Deiner Erscheinung verspinnen? Und was werde ich von Dir hören? Vielleicht höre ich bald, daß Du dem allergewöhnlichsten Mann in die Arme gefallen, denn das ist Euer Loos, wunderbare Frauengestalten!

Nachher traf ich sie noch einen Augenblick allein, und

ich merkte, daß unter dem nordischen Schnee doch Blümchen wachsen. Aber wie leicht wird ein Blümchen zertreten, das ungesehen unter dem Schnee keimt!

Noch ein wichtiges Wort sagte zu mir die [illegible]; es war das letzte.

Sie sagte, sie hasse doch eigentlich Deutschland! In Deutschland hätten die Worte ihren Werth verloren. Man spreche viel, man sage sich viel, aber es bedeute wenig. In ihrem nordischen Vaterland sei das Schweigen viel bedeutender, als bei uns das Reden. Dort liebe man sich und schweige. Hier rede man, und liebe sich nicht! — So sagte sie.

So laß uns schweigen! Es giebt auch für mich nichts Süßeres, als zu schweigen! —

Ich ergebe mich an Dein Schweigen!

Leb' auf ewig wohl, und Gott segne Dich, mein Kind! —



XI.

Andeutungen zu einer Philosophie der Musik.

1.

Die Musik steht mit der Poesie auf derselben Seite des schaffenden Bewußtseins, sie ist als Tondichtung, wie sie auch zur Bezeichnung ihres Wesens treffend genannt wird, die eigentliche Schwester der Poesie, und mit derselben sowohl im innern Betracht der Idee, wie in der Anwendung und den Wirkungen auf das Leben mannigfach verbunden. Die Musik, als diese tönende Kunst der innern Dichtung des menschlichen Selbstbewußtseins, hat zuerst diesen allgemeinen Grund und Boden der unendlichen Innerlichkeit, aus dem sie hervorsteigt, mit der Poesie gemein. Sie bringt aber diesen Inhalt der innern menschlichen Dichtungswelt entweder begleitend zur Darstel-

lung, indem sie sich an ein bestimmtes, schon vor ihr vorhandenes Gedicht anschließt, in welchem Verhältniß sie schon einen wesentlichen Theil ihres eignen Charakters bezeichnet, der nämlich darin besteht, daß die Musik eine jede innere Gedankenschöpfung und Lebensanschauung noch begleitendes ideelles Element in sich enthält, gewissermaßen eine Reihe von unendlichen innern Schwingungen des Selbstbewußtseins, die nicht in der Sprache festgehalten und eingeschlossen werden können, und die deshalb im Ton sich diese weitere und unbegränztere Sphäre des Ausdrucks suchen, wodurch sie Leben und Gestaltung erlangen. Oder es baut sich die Musik in eigenen, der reinen Tonwelt angehörigen, von der Poesie unabhängigen Compositionen ihr selbstständiges Gebiet auf. Dann wird aber in dem innern Eindruck, welchen dies reine Musikstück hervorbringt, die Poesie abermals hinzutreten, und die musikalische Wirkung wird sich zuletzt im Gemüth wieder in eine poetische verwandeln, um aus dem hin und her geschwungenen Tonspiel das Geistige als ein Bleibendes zu retten.

Das innere Wesen der Musik, als dieser Kunst der innern Gedankenschwingungen, worin die allgemeine Erregbarkeit und unendliche Erzitterung des Selbstbewußtseins sich zu einer Produktion gestaltet, und in die Objectivität heraustritt, dies Wesen der Musik wird schon durch ihr Organ, den Ton, in seiner Bedeutung aufgezeigt. Der Ton, der die innere Schwingungskraft eines Körpers ist, die sich in ihm bis zu dieser äußersten Spitze zusammengefaßt, daß sie laut werden, d. h. aus sich herausstreten

kann, der Ton ist selbst diese bestimmte Form von einem Unbestimmten, er ist dieser festgewordene besondere Ausdruck einer allgemeinen Erregbarkeit, den die Musik bloß zu seiner idealen Vollendung in der Kunst zu erheben hat. Die Musik die, ebenso wie der Ton, das Bewußtsein einer unbewußten Welt darstellt, die Musik gehört durch den Ton zweien Welten an, der natürlichen und der geistigen, die sie in sich zu einer Gesammtwirkung ideell zusammenschließt. Der Ton, dessen Bedeutung wir zunächst noch näher zu erkennen haben, ist das in jedem Körper sich bewegende allgemeinste Lebensinnere, das durch die Schwingung, also durch die Erregung der, jeder Materie innewohnenden Elasticität und Lebensspannung, herausgelockt werden kann. Diese Bewegung der innern Lebenskraft des Körpers, welche sich äußerlich und leiblich durch den Ton darstellt, muß durch die Musik selbst zu einem geistigen Organismus sich vollenden. Der Ton ist aber nur die Anzeige davon, daß der Körper *getroffen* worden in seiner innersten Wesenheit, und die Musik, als Kunst, überträgt dies innerste Getroffensein auf den Geist, der hier den Ton verkündigen soll, wie er von dem Ewigen getroffen worden ist, durch und durch.

Die menschliche Stimme zeigt schon, ehe sie durch die Musik zu Gesang geworden, Laute in sich auf, welche nicht in Sprache übergehen können, und die doch eine wesentliche Lebensäußerung der innern menschlichen Welt sind, wohin vornehmlich das Lachen, das Weinen, und so mancher seufzende Ausruf der Empfindung gehören. Hier

haben wir es noch mit den bloßen Naturbewegungen des Tons zu thun, der aber auf dem Wege ist, sich zur Musik zu erheben, da er derjenigen innern Lebensbewegung angehört, welche nicht Sprache werden kann. Die Erhebung des Naturlauts zur Musik geschieht durch das Zeitmaaß, wodurch dem Ton zuerst seine wesentliche, geistige Bestimmung widerfährt, indem er gemessen, d. h. in seine innern Unterschiede, als eine lebendige Besonderheit zergliedert wird. Die Musik hat es daher, nach ihrer natürlichen Seite hin, mit dem Raum, nach ihrer geistigen Seite hin mit der Zeit zu thun. Von der Naturbewegung ausgehend, muß sie im Raum sich erzeugen, in der räumlichen Welt des Körpers, dem sie durch die Schwingung, welche die Materie in sich ergriffen, den Ton entlockt, der in der menschlichen Stimme den Organen des lebendigen Körpers angehört, in den musikalischen Instrumenten aber, die nur diese Auffassung und Erweiterung der menschlichen Stimme zu einem Höchsten des Anfangs und der Vollständigkeit, den unorganischen Naturstoff selbst. Mit diesem gewonnenen Ton muß die Musik aus dem Raum in die Zeit hinübertreten, worin er erst seine Geltung erlangt; indem er sich durch das Gesetz der rhythmischen Tonfolge, dem er sich unterwirft, zur Melodie gestaltet. Die Melodie ist das erste vollendete Grundbild der musikalischen Production, worin diese die erste einfache Verbindung ihres Gedankens gefunden. Die Musik stellt also das Geistige in und mit den Functionen des Natürlichen dar, und damit ist sie eben diese wunderbare und geheimnißvolle Kunst,

muß sie die gränzenlose Geistigkeit, die ihr eigentliches inneres Gebiet ist, in der begränztesten Form, in dem räumlichen Naturelement und in dem strengen Zeitmaaß des Rhythmus festzuhalten, und zu offenbaren vermag. Die productive Kraft des menschlichen Geistes erscheint vielleicht in keiner andern Kunst so groß, und mit so mächtigen Anstrengungen, als in der Musik, in der sich eine Schöpfung aufgebaut hat, die mit dem, was in der Natur selbst Analoges geleistet worden, in gar keinem Verhältniß des Umfangs und der Bedeutung steht. Den andern Künsten, namentlich der Malerei, Sculptur und Baukunst, hat die Naturproduction schon bedeutungsvolle Gebilde auf ihrem eigenen, natürlichen Gebiet vorgehalten, wie in der Landschaft, in der organischen Lebensgestalt, in den Formationen der Felsen und Berge. Die Musik aber, welche in der Natur gehört wird, ist nur eine dürftige und hinter jedem idealen Begriff der Kunst zurückbleibende Andeutung. In der Natur lebt eigentlich nur der Schall, der diese allgemeine, von keinem geistigen Zeitmaaß durchzogene Lebensäußerung der natürlichen Körperwelt ist. Ein verworrenes Geräusch macht der Wind im knarrenden Forste, und wann er durch die Felsschluchten heult, scheint sich eine wüste Verlorenheit des Universums, das wehklagend den rechten Ton seines Bewußtseins hier nicht finden kann, darin zu charakterisiren. Der Vogelgesang, in welchem sich der Naturschall zuerst zum Ton zu bilden strebt, kommt doch weder an Umfang der Töne der menschlichen Stimme gleich, noch läßt sich ihm eine eigentlich musikalische Be-

deutung beilegen, da er in jedem einzelnen seiner Weisen nur eine Tonfolge ohne allen Rhythmus darstellt. Den wahren Ton der Schöpfung findet der Mensch erst aus, wenn das menschliche Wesen selbst die in ihm persönlich gewordene Natur ist, so bringt es auch den Ton hervor, welcher gewissermaßen die persönlich gewordene Form und Individualisirung des Naturschalls ist, indem der Ton, als ein quantitatives und qualitatives Wesen zugleich, eine bestimmte Zeit erfüllend und in sich selbst, nach Höhe und Tiefe sich messend, sich darstellt. Die wundersame Production einer unendlichen, sonst nirgends gegenständlich vorhandenen Welt, welche die Musik unternimmt, sie tritt daher rein aus dem menschlichen Geiste selbst, und dessen unersättlichem Offenbarungsdrang heraus. Und wie die Kunst überhaupt immer nur das allgemeine menschliche Bestreben ist, daß das Menschenleben ganz aus sich heraustrete, und aus seinen verborgensten Tiefen hervor in die Erscheinung gelange, so drängt sich dieser Offenbarungstrieb des menschlichen Daseins, mit den unendlichsten Anforderungen in die Musik hinein, wo aus dem, was nirgend gesagt, und nirgend dargestellt werden kann, aus jener absoluten Möglichkeit aller innern Bewegungen und Schwingungen des Selbstbewußtseins, eine eigene, objective Schöpfung gemacht wird. Die Musik, indem sie die Lautwerdung grade des tiefst Verschwiegenen ist, das im menschlichen Innern lebt, indem sie das zum Ton sich formende Bewußtsein über alles das ist, was in der Tiefe der menschlichen Brust einer unendlichen Ahnung gehört,

und in eine ewige Zukunft sich hinein sehnt, die Musik hat zugleich eine auflösende Kraft in sich, sie lös't das ganze menschliche Bewußtsein, das sie in den Momenten seiner Vergangenheit und Zukunft ergreift, in die unmittelbare Gegenwart und Einheit der ewigen, lebendigen Idee auf.

Die Musik ist auf dieser Seite, wo sie unmittelbar in das ewige Leben der Idee hineintritt, in ihrer intellectuellen Bedeutung anzuerkennen, die ihr niemals abzusprechen sein wird, wenn auch eine logische Bestimmung des Gedankenausdrucks niemals von ihr verlangt werden kann. In dieser letztern Hinsicht ist der Musik oftmals Unrecht geschehen, besonders von Seiten der Philosophen, welche das Wesen dieser Kunst darum herabzusetzen und als ein bloß willkürliches, gedankenloses Spiel der Empfindung zu bezeichnen gesucht, weil sie keine logische Gedankenbestimmtheit gewähren könne. Dies heißt aber dem Begriff der Tonkunst selbst von vorn herein eine Gewalt anthun. Die Musik vermag diejenige Sphäre der Gedankenwelt, mit der sie es zu thun hat, ebenso bestimmt zur Darstellung zu bringen, wie jede andere Kunst, ohne daß es ihr zukommt, eine musikalische Logik zu sein. Zwar scheint allerdings die gedankengemäße Ausdrucksamkeit der Musik hier und da in Zweifel gezogen werden zu können, und es hat zuweilen den Anstrich, als ob diese oder jene Tonreihe z. B. eben so gut einen ernsten, tragischen, wie einen heitern und scherzhaften Gedanken ausdrücken könne. Dieser in's Vague und Unbestimmte sich verlierende Ausdruck der

Musik, gehört aber nicht dem allgemeinen Wesen der Musik selbst an, sondern er wird immer nur die Fehlerhaftigkeit und der Mangel der besondern musikalischen Composition sein. In einem besondern Genre der Musik läßt sich aber jene Zweideutigkeit und Zweifelhaftigkeit des musikalischen Ausdrucks vielleicht vorzugsweise als Charakter bemerken, dies ist in dem italienischen Genre, das sonst seine hohen Vorzüge grade in der Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks, wie auch in der höchsten kunstgemäßen Entwickelung der menschlichen Stimme selbst, behauptet.

Die Vielbedeutsamkeit des musikalischen Tons, welche durch den Geist einer vollendeten und geschlossenen Composition auf feste Gränzen zurückgeführt werden muß und kann, sie enthält aber zugleich den allgemeinen Grund in sich, von der Verbreitung der Musik durch alle Formen und Richtungen des menschlichen Lebens, von ihrer Betheiligung an allen Begebenheiten des Volkslebens und der Gesellschaft, von ihrem innern Zusammenhang mit den geschichtlichen Entwickelungen des Menschengeistes. Leibnitz an einer Stelle seiner Schriften (T. VI. p. 306.) bemerkt sehr treffend, daß das Werk der Reformation sich wesentlich auch durch die Musik, die von der Reformation sehr geschätzt, und sinnig benutzt worden, vorbereitet habe. Deutschland und Frankreich sind vorzüglich durch Gesänge, die den innersten Grund des Volkslebens entzündeten, reformirt worden. Wie durch den Gesang der Gemeinde, so ist auch durch den Tanz und durch die Arbeit, zu der sie sich bei vielen Handwerkern wie von selbst gesellt,

die Musik mit dem Volksleben verknüpft, und zu all' diesem Antheil an den individuellsten Zügen des Lebens erwächst sie, wie von selbst aus ihrem eigensten Wesen heraus, und entnimmt daraus ihr Recht, überall zu sein, wo ein Mensch geboren wird, wo er stirbt, oder wo er seine schönsten Lebensfeste begeht.

Das eigenthümlichste Wesen der modernen Musik erschließt sich in der Harmonie, die wesentlich eine Erfindung des christlichen Geistes ist, und dasjenige wahrhaft christliche Geistesleben versinnbildlicht, worin sich die ganze große Vielfachheit und Mannigfaltigkeit der Existenzen in den einen göttlichen Grundgedanken des Lebens zusammenschlingt und versenkt, indem die Harmonie in der Musik eben dies ist, daß in ihr Töne verschiedener Stimmen gleichzeitig zusammentreffen, und in einer solchen ideel zusammenpassenden Verbindung des Verschiedenartigen, ein wesentlich bestimmtes reiches Verhältniß der Kunst ausdrücken, während die Melodie nur diese rhythmisch geordnete Tonfolge des einfachen musikalischen Gedankens ist.

2.

Wenn die Philosophie unserer Tage in ihren universalen Bestrebungen auch eine Kunstphilosophie zu gründen sich bemühte, worin gewissermaßen erst durch sie alle Künste zur Vernunft gebracht werden sollten, so scheint sie dage-

gen an der Musik eine natürliche Heldin ihrer Kunstphilosophie zu haben, denn scheint man auch in unserer philosophischen Zeit jedes Stückchen Brot nicht anders als denkend verzehren, und verzehrend durchdenken möchte, so ist doch gar nicht abzusehn, wie man die Tonmuse und ihr melodisches Leben der überall geltend gemachten philosophischen Denk- und Begriffsbestimmtheit irgend annähern könne. Die unbegreifliche Schönheit der Musik mag die Kunstphilosophen recht in Verlegenheit gesetzt haben, denn der Poesie lassen sich ideelle Tendenzen ankünsteln und in den plastischen Künsten kann man bei den sichtbar gewordenen Gestalten des Malers, bei den Statuen des Bildhauers, über die Verkörperung der mit ihrer Form identischen Idee philosophiren, aber eine in der Luft entstehende und mit dem Schall verschwebende Welt von Tönen, die gleich trunkenen Bienenschwärmen aufflattern und wieder auseinanderstieben, scheint der philosophirenden Betrachtung der Kunst auch gar keinen Anknüpfungspunkt zu bieten. Der Kunstphilosophie ist es eigen, überall auf Resultate auszugehn, während eine rein künstlerische Auffassung das zur Schönheit vollendete Dasein eines Werkes als seinen Zweck selbst anspricht und genießt. Zu welchen Resultaten wollen es aber die philosophischen Aesthetiker bei einer Kunst, wie die Musik, bringen, welche es für diese gründlichen Männer, die Alles auf die Paragraphen ihres Systems beziehen müssen, kaum mit einem bestimmten Inhalt oder geradezu mit keinem Inhalt zu thun hat?

Doch gerade von der Musik könnten die Philosophen

lernen, daß es möglich ist, auch mit der anscheinenden Miene des tändelnden Jugendleichtsinns die tiefsten Dinge von der Welt zu sagen, denn das hat eben die Tonkunst an der Art, daß sie mit ihren Melodieen nur wie ein spielendes Kind erscheinen will, welches ein übervolles und überseliges Herz, dessen es sich vor klugen und wissenschaftlichen Leute wegen fast schämen möchte, hinter seinen klingenden musikalischen Figuren bald schalkhaft verbirgt, bald mit liebesinnigster Wehmuth sich hervorwagen läßt in wunderbaren Tonandeutungen, die an jedes Menschenherz mit der leisen Frage: verstehst Du mich? herantönen; aber bei welchen nicht von Jedem verstanden werden. Die Mittel der Musik, die Töne, sind zweideutig, ja, das müssen wir den gründlichen Männern, welche nicht einsehen können, wie man durch Töne einen bestimmten Inhalt darzustellen vermag, von selbst zugeben; die Gesangtöne — diese Engel des menschlichen Athems — sowie die Instrumententöne — diese lautwerdenden Stimmengeister der unorganischen Natur — sind aber gleicherweise nicht nur zweideutig, sondern sogar vieldeutig; doch es gilt eben in der Musik, nicht Das, was sie heraussagt, für das Wesentliche ihrer Darstellungen zu nehmen, sondern vielmehr Das, was sie im tiefsten Seelenhintergrund als ihr wahres Gefühl mehr ahnen läßt, denn zur Schau trägt.

Der Philosoph, seinen ursprünglich-göttlichen Begriff als Maßstab festhaltend, hat, indem er auf eine Musik hört, zunächst keine dringendere Anforderung, als daß ihm diese Musik auch Etwas sage, woraus er sich er-

gend ein solches Resultat annehmen könne, denn es gehört zu den Prinzipien dieser philosophischen Schule, die wir hier meinen, und der Stifter derselben hat es selbst einmal mit trocknen Worten ausgesprochen, nämlich, daß es eitle Phantasterei sei, von etwas Unsagbarem zu reden und einen Werth darauf zu legen, weil jeder vernünftige Inhalt sich auch müsse als solcher heraussagen lassen, und das Unsagbare sei somit nur als das Schlechte und Unvernünftige, oder vielmehr als das rein Nichtige und Inhaltslose anzusehen. Für diese ihre Herzensmeinung scheint die absolute Philosophie auch noch an ihrem vielbesprochenen Satz: „was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig" einen Gegenhalt zu haben. Von der Musik aber könnte die Absolute lernen, nicht nur, wie wir oben andeuteten, die tiefsten Dinge mit heitrer Kindesmiene zu verhandeln — was auch schön wäre, denn wozu wollen die Philosophen ihr Gesicht so in Runzeln legen und so grabesfinster aussehn, wie sie thun, wenn sie von den tiefen Dingen in der Welt reden! — sondern auch, daß es etwas Unsagbares im innern Leben des Menschen giebt, einen heimlichen Seelenschatz, der nicht in Worten und Begriffen gehoben werden will und kann, und dennoch eines wahrhaften Inhalts voll ist. Dieses Unsagbare im Menschen nimmt die Tonkunst auf ihre Flügel, und was als der geistige Zusammenhang durch das Spiel ihrer Melodien hinschwebt, das ist das Flüstern der schüchternen Psyche und ihrer geheimsten Freuden und Schmerzen. Die Musik neckt uns gewissermaßen mit ihrem In-

halt, und während wir nur den künstlichen Zauber der Instrumente und das glockenhelle, frühlingsfrische Organ der Sängerin zu hören scheinen, während wir nur den sinnlichen Schmeicheleien der Töne uns hingeben oder den kunstreich durchgeführten Satz des Komponisten bewundern, hat sie sich unvermerkt mit dem Klang ihrer Geigen, Flöten, Bratschen und Gesangtändeleien tiefer in unser Herz geschlichen, und ihr anmuthig verstelltes Lachen und Weinen fängt an in uns ein Denken und Fühlen zu bedeuten, das uns in dem räthselhaftesten Grund unsers Wesens mit Andacht und Liebe versenkt. Die Musik neckt uns wehmüthig-schalkhaft mit ihrem Inhalt, indem sie ihre Instrumente oft von etwas ganz Anderem zu uns sprechen läßt, als was sie uns eigentlich sagen möchte; indem sie ihren Sinn flatterhaft versteckt und verkleidet hinter dem schimmernden Putz der glänzendsten Tonstücke, um uns durch die unschuldige Eitelkeit eines harmlos vorüberklingenden Lebensglückes erst in Weltfreude und Lebensgenuß hinauszulocken und dann plötzlich wie im Spiel, ehe wir es dachten, mit den goldnen Pfeilen ihrer Töne nach auf eine verborgene Stelle in unsrer Brust zu zielen, welche sich zu gleicher Zeit davon verwundet und geheilt findet. So neckt, um ein Gleichniß zu nehmen, die Liebende ihren Freund mit dem Geständniß: „ich liebe Dich!“ und läßt mir zu Zeiten in ihren Augen Das errathen, was der abweisende Scherz der Lippen noch nie ausgesprochen hat. —

Auf solche Subtilitäten des Gefühls, die er als unwürdige Schwärmereien verachtet, mag sich aber der ab-

solute Philosoph nicht einlassen, und wenn man ohne Zweifel behaupten kann, daß nichts als ein offenes und wahrhaft menschliches Gefühl dazu gehört, um die Wirkungen der Musik richtig zu empfinden und zu beurtheilen, so wird eben dieser Behauptung wegen eine Philosophie, welche mit dem Gefühl „als diesem Schlechten,“ wie sie sich auszudrücken pflegt, nichts zu thun haben will, von aller wahren Musik- und Kunsterkenntniß zurückstehen müssen. Da die Absolute überhaupt den pedantischen Grundsatz bekennt, daß alle Kunst nur etwas Natürliches, d. h. keine geistige Production, sei, so kann man sich wundern, daß sie diese ihre Kunstansicht noch nicht bis in's Absurde hinein zur Anwendung gebracht hat, was ihr gar nicht unähnlich sehen würde. Sie dürfte nur begreiflich machen, daß z. B. Glocken, die man dem Winde preisgiebt, schon durch den bloßen Luftzug, der sie hin- und herbewegt, eine Musik entstehen lassen, an der sich mancher gutherzige Träumer ebenso entzücken und befriedigen könnte, als an der künstlichsten Symphonie Beethovens; und wer jemals in einer schönen Gegend und unter günstigen Verhältnissen des Windes eine solche Naturharmonika zu belauschen Gelegenheit gehabt, wird es in der That gern zugestehen wollen, daß dieses zufällige Concert, von einem unsichtbaren Abendlüftchen hervorgebracht, nicht selten eine gleiche und vielleicht selbst rührendere Wirkung auf ihn ausgeübt habe als ein ächt künstlerisches Tonstück. Bis jetzt scheint aber nicht dies Phänomen, das wir den philosophischen Musikverkennern hiemit zur Anwendung gedacht, in die

Hände liefern, der Meinung aufzuhelfen, daß die Kunst nur etwas Natürliches und Elementarisches sei; und wie sehr muß dadurch vollends die Musik selbst in der Ansicht jener Herren an aller höhern geistigen Bedeutung, von welcher ihre Jünger und Liebhaber phantasiren, einbüßen! Was gilt's, die Musik ist am Ende nichts, als eine andere Art von Luxusartikel, und wie man die Finger mit goldenen Ringen schmückt und die Damen ihren Putz durch Juvelen und Armbänder erhöhen, so mag der heutige Zeitgeschmack, schöne Lippen durch hervorsprudelnden Gesang noch schöner zu zeigen, als ziemlich herrschend gewordene Mode hingehn, und die so zum bloßen Lippenzierrath dienende Musik hat man gewiß nicht nöthig, für eine dem Geist angehörige Kunst anzusehn, da sie ja rein die Stelle anderer, von der Natur hervorgebrachter und nur von der Technik zu einer niedlichen Form ausgearbeiteter Schmucksachen vertritt, und, wie gesagt, sogar ein unvernünftiger Wind schon im Stande ist, Musik zu machen! Es kann sein, daß die Tonkunst bei vielen sie ausübenden Modemenschen auch wirklich nur den windigen Sinn einer Galanteriewaare hat, wiewohl ganz naiver Weise; aber daß wir die eben angeführte niedrige Ansicht von der Musik auch den philosophischen Aesthetikern, die eigentlich überall die tiefere und tiefste Bedeutung der Dinge nachweisen sollten, in der That zuschreiben müssen, ist theils kläglich genug, theils jedoch gar nicht zu verwundern, da dieselben von der Kunst überhaupt keine höhere besitzen. Zwar hat es bisjetzt noch gefehlt, daß man das von uns zur An-

wendung vorgeschlagene Phänomen dazu gebraucht hat, die geistige Bedeutungslosigkeit der Musik daraus abzuleiten, aber dennoch hat Hegel es jedesmal in seinen mündlichen Vorlesungen über Aesthetik an der flüchtigen Stelle, wo er von der Tonkunst zu handeln pflegte, ohne Rückhalt ausgesprochen: „*daß er sich bei der Musik nichts zu denken wisse und daß es überhaupt die Eigenthümlichkeit derselben sei, den Geist in Träumereien zu versenken und somit am Ende Langeweile hervorzubringen*.“ Wer kann dafür, daß einem sonst so gründlichen und verehrungswürdigen Mann gerade der Kunstsinn versagt war? Die Anmaßung aber hat nur der Standpunkt des Systems mit sich gebracht, nämlich sich berufen zu glauben, daß man durch die bloße Anwendung des *philosophischen Begriffs* Alles und Jedes, auch Das, wovon man eigentlich nichts versteht, besprechen, beurtheilen könne, nur um in der Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften keine Lücke zu lassen.

Was jedoch jene Windharmonika anbetrifft, so kann sie, anstatt zum Beleg für die Zufälligkeit des Vorhandenseins der Musik zu dienen, vielmehr dazu gebraucht werden, um die *allgemeine Nothwendigkeit* ihrer Existenz in der Welt zu beweisen. Wie es die Schwere aller Körper mit sich bringt, nach bestimmten Gesetzen zu *fallen*, so ist es der Reiz der Gegenseitigkeit, durch welche Körper, die einander mit Energie berühren, in den Zustand gerathen zu *tönen*, und wie die Bewegung den

Fall erzeugt, so läßt die Berührung der stofflichen Materie den Schall entstehen. Die seelenvolle Wirkung aller Saiteninstrumente führt sich ganz einfach auf das Aneinanderschlagen zweier festen Massen zurück, und wenn Du dem vollen Ton eines Waldhorns in seiner romantischen Modulation nachgehst oder Dich in den kunstvollen Gesang einer Menschenstimme vertiefst, so wirst Du Dir in diesem Augenblick den Genuß nicht durch die kühle Gelehrtenbetrachtung stören wollen, daß das, was Dich beglückt, nichts als eine Folge des Luftzuges sei, der sich bei dem Blaseinstrument in ein bestimmtes Verhältniß zur Röhre und bei der Stimme in ein solches zu den Athemwerkzeugen gesetzt hat. Du hast für diesen Augenblick Recht, aber in einer andern Beziehung unternimmt man ja jene Zurückführung der Musikäußerungen auf die elementaren Naturverhältnisse nicht, um die Bedeutung der Musik dadurch zu vernüchtern — denn so würde man ja der absoluten Kunstphilosophie in die Hände arbeiten! — sondern um sich vielmehr daran zu erinnern, daß die Musik die ursprünglichste und in der Naturnothwendigkeit selbst gegebene Kunst der Völker ist. Malerei und Sculptur setzen schon der Mittel wegen, durch die sie sich hervorbringen, einen vorgerückteren und künstlicheren Culturzustand des gesellschaftlichen Volkslebens voraus; und dem Erwachen der Poesie muß eine historische oder mythische Nationalvergangenheit vorhergehen, welche den dichtenden Geist durch Thaten und Begebenheiten anregt, denn die Poesie, wie sie in ihrem Ursprunge immer episch ist, be-

ginnt ihre Darstellung keineswegs mit den innern Schicksalen des Individuums, sondern vielmehr mit den äußeren der Völker, Stämme und Geschlechter. Aber die Musik ist die erste Kunst des Individuums, sie ist gewissermaßen die erste Lyrik der individuellen Empfindung bei den Völkern, während die Poesie erst, nachdem sie die epische Stufe zurückgelegt, lyrisch wird und sich mit den Gefühlen zu beschäftigen anfängt. —

Der Schall, dieses noch blos Elementarische, enthält doch schon die Sehnsucht aller Körper nach Musik in sich und deutet das Verhältniß der irdischen Materie zur Weltharmonie an. Durch den Schall, weil er aus der gegenseitigen Berührung der Materie entsteht, empfinden und verrathen die Körper alle die geheime Sympathie, in der sie gemeinsam aus der Natur herausgeboren wurden, und welche sie, so oft sie sich wieder berühren, an ihre Verwandtschaft mahnt durch den tönenden Schall, der das Streben zur Harmonie aller Dinge ist. Der Schall der irdischen Materie geht jedoch wie ein verlorner Ruf durch das Universum, denn wie sich auch die im All zerstreuten Körper im Moment der Berührung durch den Schall wieder anlocken mögen und im Klingen den Jubel einer scheinbaren Wiedervereinigung laut werden zu lassen scheinen; wie auch selbst dem Lichte in der Mythe von der Memnonssäule die Sehnsucht beigelegt wird, den Klang in der Materie zu wecken und durch den Reiz der Berührung das der elementaren Natur inwohnende Streben zur Harmonie in Musik zu verwirklichen: so hat doch der weltenord-

nende Gott der sehnsüchtigen Materie ihr Bedürfniß der Harmonie nur insofern gestillt, daß er sie durch die ewigen Gesetze, unter welchen sie den rhythmischen Kreislauf ihres Daseins vollführt, mit der Melodie der Bewegung begabt hat. Nur in der Bewegung, also nur formell, bringt es die Natur zur Harmonie, und die rollenden Weltkörper, im Drang der Attractionskraft durch die Himmelsräume sich fortschwingend, suchen und fliehen sich gegenseitig in regelmäßigen Schwebungen, aber indem sie das Streben haben, der eine den andern durch Berührung ereilen zu wollen, und es scheint, daß sie ihre Harmonie, nach welcher sie alle ausgewandelt sind, eben nur durch die gegenseitige Berührung und Annäherung erlangen können und müssen, so wird ihnen diese Harmonie gerade nur dadurch, daß sie nie in Berührung miteinander gerathen, und sie Das, was sie suchen, niemals finden; denn in dieser Anziehung und wieder erfolgenden Abstoßung, welche eine Melodie der Bewegung unterhält, stellen sie die wunderbare Harmonie des Sonnensystems dar. Dieses Leben im Gesetz und Rhythmus der Bewegung ist die höchste durch die Natur gehende Melodie, welche sie in ihren Organisationen zu erreichen und gewissermaßen als eine Feier ihrer göttlichen Erschaffung an sich aufzuzeigen vermag. Die Alten nannten die Melodie der Bewegung in den Naturkörpern und im Wandellauf der Gestirne, obwohl sie noch nicht einmal die Ahnung von der Harmonie eines Sonnensystems hatten, sogar schon eine Musik, indem sie den organischen Zusammenklang der Welten als die

Sphärenmusik zu vernehmen glaubten, und diese den antiken Völkern auch sonst in andern Beziehungen eigene Ausdehnung und Verallgemeinerung des Begriffs der Musik spricht beweisend dafür, daß überhaupt die Musik der Alten noch nichts als ein formeller Rhythmus gewesen, den sie auch in den Hervorbringungen der Natur und in dem harmonischen Bildungszustand eines Menschen als Musik empfanden, jedoch in einer geistigen Selbstständigkeit noch nicht zur Kunst ausgebildet hatten.

Uns aber, in unserer heutigen christlichen Anschauungstiefe, kann die bloße harmonische Form der Bewegung noch nicht Musik sein, und jenes Wandelsystem der kreisenden Sternenwelt erfüllt uns durch die Melodie der Bewegung zwar mit Bewunderung und Ehrfurcht, aber sie dünkt uns ein stummer und schauerlicher Reigen, der die Geheimnisse einer unendlichen Zukunft durch mystischen Tanz zu verherrlichen scheint, jedoch von den lebenweckenden Geistern des Tons nicht umschwebt wird. Nach Leben sucht der Menschengeist, nach Leben schlägt das Menschenherz, und in der Harmonie, zu der es die Natur durch Bewegung bringt, fehlt ihm die leben- und liebeathmende Seele. Nur der Tanz gehört unter den menschlichen Harmoniespielen der bloßen Melodie der Bewegung an, und ist daher eine rein natürliche und elementarische Kunst, wenn man ihm den Namen einer Kunst geben darf; die Tanzkunst aber ist es, welche jene absoluten Philosophen unaufhörlich mit der Musik, Poesie und den andern auf einer geistigen Bedeutung beruhenden Künsten verwechseln

mögen, denn nur den Tanz könnte es treffen, was sie von der bloßen Natürlichkeit der Kunst überhaupt zu sagen sich unterfangen.

Die Sehnsucht nach einer höheren, geistigeren Musik, als die bloß formelle und gewissermaßen architektonische der gesetzmäßigen Naturharmonie ist, verräth die Materie, wie oben bereits angedeutet wurde, durch den Schall, der als Laut der Berührung schon ein lebendigeres Verhältniß der Körper zu einander ausdrückt. Der Schall erlebt jedoch nur durch den Menschen seine Vergeistigung und Vervollständigung zur Musik. In der Natur selbst verbleibt er ein Schall, eine Beute der ihn verflüchtigenden Luft, und die an ihn sich anschmiegende Echo, welche aus der Felsschlucht heraus ihm bei seinem schnellen Vergehen den klagenden Nachhall widmet, scheint die geheime Seele des Schalls zu sein, welche über die Fluren ihr Trauergeflüster hintönen läßt; daß der Schall in der Natur hat ersterben müssen, ohne zur Musik werden zu können. Die Musik selbst ist daher geistigen Wesens, weil sie in ihrer höchsten Ausbildung nur aus der Harmonie der menschlichen Seele stammt; aber den elementaren Schall, der als unbefriedigter Sehnsuchtslaut durch Raum und Zeit irrt, hat die Kunst des Menschen in den musikalischen Instrumenten gewissermaßen aufgefangen und festgehalten, und ihm in diesen durch die Bedingung eines bestimmten Raumes, der ihm zur Ausfüllung angewiesen wird, und durch das auferlegte Gesetz des Zeitmaaßes, dem er sich unterwerfen muß, die Fähigkeit, sich zur Musik zu erheben, er-

öffnet. Sowie ein Gedanke erst durch die Behandlung zum Gedicht wird, so der Schall nun erst unter der künstlichen Bedingung der Instrumente zur Musik. Aus dieser unserer Ansicht folgt auch, daß die musikalischen Instrumente keineswegs, wie manche Musiktheoretiker gemeint haben, eine Nachahmung der menschlichen Stimme sind, sondern eben die zur Kunst erhobene Ausbildung und Idealisirung des elementaren Schalls der Materie, welcher in dieser Form die Menschenstimme sogar an Vielfältigkeit der Modulationen noch übertreffen kann. Die Stimme ist sonst allerdings das Primäre gegen die Instrumente, und der in der Menschenbrust vergeistigte Schall war die erste Musik, die durch die Welt erklang, mit welcher der Mensch sich schon in harmonischen Weisen zum Lobe des Schöpfers und alles Dessen, was er liebte und empfand, versuchte, noch ehe eine kühne und geistreiche Erfindung darauf gekommen war, auch in der anorganischen Natur, wie im Holz und in der Darmsaite, den ihr eigenthümlich inwohnenden elementaren Schall zum wirklichen Musikausdruck eines Instrumentes auszubilden. Das Instrument ist sonach auch etwas Eigenthümliches gegen die Stimme, und auf der Verschiedenheit beider beruht eben die Vielseitigkeit der dramatischen Wirkung in der Opernmusik, wo Sänger und Orchester concertirend einander gegenüberstehen, während nur das noch ungeübte und verwirrte Ohr des Laien ein Unisono zu hören wähnt.

Wenn sich nun aber die Musik auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit ganz zu der geistigen Macht und

Selbstständigkeit einer Kunst erhoben hat, so scheint dagegen — um das oben gebrauchte Bild jetzt zur weitern Anwendung herbeizuziehn — die Windharmonika, die mit den Glockentönen ihr musikalisches Spiel treibt, eine von der Natur selbst dargebotene Erinnerung für die Musik zu sein, welche sie an ihren elementaren Ursprung aus dem Schall der Materie mahnt; sie mahnt die Musik jedoch nicht nur an ihren elementaren Ursprung, sondern enthält auch zugleich damit die Anerkennung in sich, wie sehr dieselbe in ihrem Blüthezustand als Kunst vor den bloßen Anfängen des Naturspiels weitergeschritten und die Muse des zartesten Seelenausdrucks geworden sei. Was die Windharmonika so andeutet, scheint auch der Vogelgesang zu lehren, denn auch in dem schönsten Schlag der Nachtigall vernehmen wir doch nur ein musikalisches Naturspiel, welches eben deshalb, weil es im Bereich des nur Natürlichen geblieben, nicht zur ächten Musik hat werden können, sondern als schmelzender Klageaccord in die Lüfte hinirrt. Auch die Nachtigall weist in ihren Liederversuchen auf den Menschen hin und erinnert daran, daß nur er die Melodieen, an deren einzelnen Lauten sie ihr Leben hinbringt, in ein geistiges Ganzes zusammenzufinden vermöge. —

So wären wir denn durch den Gang der bisher unternommenen Betrachtung wie von selbst dahin gelangt, das philosophisch sein sollende Gerede der Absoluten von der bloßen Natürlichkeit der Kunst hier in Bezug auf die Musik widerlegt zu haben; und zwar auf einem, wie uns

dünkt, logischen und wissenschaftlichen Wege. Die, welche der Meinung sind, daß sich bei der Musik nichts denken lasse, mögen es uns nun auch zugleich verzeihen, daß wir im Obigen den Versuch machten, über den Ursprung der Musik zu denken. Nachdem wir uns über denselben ausgesprochen, ließe sich nun vielleicht noch mit Fug in Erwägung ziehn, ob denn nicht auch die Musik selbst innerhalb ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit zu Gedanken führe, mit Gedanken sich beschäftige oder dem durchaus denken wollenden Zuhörer nicht etwas mehr gewähren könne als ein bald langweilig werdendes Schmeichelconcert für das Ohr, und einige Erörterungen hierüber mögen unsre diesmalige Betrachtung über das Verhältniß der Musik zur Philosophie vervollständigen und beschließen.

Wer einen Gedanken nur in Paragraphenform als solchen gelten lassen kann, der fliehe Musik und Kunst, denn für ihn ist die Welt des Schönen eine gedankenlose! Die Philosophie unserer Tage hat die Anmaßung nicht verhehlt, sich als das ausschließliche Reich der Gedanken hinzustellen, aber sie könnte nur dann Recht haben, wenn es wahr wäre, daß der abstracte und auf sich selbst gerichtete Gedanke der einzig würdige Inhalt für den denkenden Menschen ist. Der abstracte philosophische Gedanke ist jedoch nur ein abgeschiedener Geist, der, nachdem er das sterbliche Körperleben von sich abgeworfen, aus dem fernen Jenseits der Reflexion herüber in die hinter ihm zurückgebliebene Sinnlichkeit des Erdendaseins hineinscheint, um Das, was die Menschen in Unbefangenheit beglückt und was sie

Frische des Lebens nennen, als ein Vergängliches und Nichtiges aufzuzeigen, das nur dazu bestimmt sei, sich zu opfern, um ihn, den abgeschiedenen Geist, hervorzubringen. Wir dürfen uns jedoch der Ueberzeugung hingeben, daß Philosophie und Gedanke auch innerhalb des Lebens selbst wurzeln und aus diesem sich erzeugen können, und nicht allein auf jener Haarseilspitze, auf welcher der absolute Idealismus vermittelst seiner Dialektik des Begriffs die einzig ächte und ausschließliche Philosophie aufzubauen wähnt. Das Leben und die Kunst müssen uns auch zur Philosophie werden können, denn philosophiren heißt ja doch ganz einfach nichts weiter als denken, und in ihrem Denken bringen die Menschen und Völker das Eigenste und Liebste ihres Wesens zur Gestaltung. Aber dies Denken, welches durch aller Menschen und Völker Wesen geht wie ein allgemeiner Pulsschlag, wirkt als der thätige Trieb in jeglicher Produktion des Lebens, und erscheint mithin auch in der Kunst als die unsterbliche Seele derselben, denn was hätte die Kunst für eine Bedeutung für die Völker, wenn nicht das Denken der Völker darin wäre! Die abstracten Philosophen, die nicht aus sich heraus können, wollen jedoch das Denken in der Kunst auch als Gedankenform verwirklicht sehn, und darin beruht ihr unverbesserlicher Irrthum, weil sie jenes Denken nicht verstehen, welches sich in Bildern und Tönen andeutet und ahnen läßt. In Bildern und Tönen wird aber nur das Denken in der Kunst lebendig und sichtbar, wie der heilige Geist nur in Gestalt der Taube.

Wie Orpheus die Geliebte, welche er durch den Zauber seiner Melodieen der Nacht der Unterirdischen noch einmal abgenommen hatte, wieder verlieren mußte, weil er das Gebot, sich nicht auf dem Wege nach ihr umzusehn, übertreten, so würde uns ebenfalls in einer Kunst, wie die Musik ist, das auch ihr nach ihrer Weise eigenthümliche inwohnende Denken bald ganz entschwinden, d. h. wir würden ihr wahres Wesen einbüßen, wenn wir uns auf dem Wege, den sie uns in mannichfachen und für unsere ungeduldige Sehnsucht nach dem Inhalt oft zu weit führenden Abstufungen bis zu dem eigentlichen Endziel ihrer beabsichtigten Wirkung hinleitet. zu sehr nach den einzelnen Gedanken in ihr umsehen wollten. Das Denken, welches in der Philosophie als Begriff, in der Poesie aber als Gedankenbild heraustritt, erscheint in der Musik, möchten wir sagen, als eine Gedankenstimmung. In der Tonkunst ist Alles Stimmung, aber Nichts Maxime, denn eben durch die Stimmung, in welche die Musik uns versetzt, erreicht sie ihre eigentlichste Wirkung, indem sie ihre Zwecke in uns selbst sich entwickeln läßt. Daher könnte man behaupten, daß auf der jenseitigen Grenze der Musik die Philosophie anfange, und welcher begeisterte Kunstfreund hat es nicht an sich erlebt, daß er von der überschwenglichen Stimmung, welche eine große Tonschöpfung in ihm erregt, erst dann wieder frei geworden, nachdem er Das, was die Klänge in ihm wach gerufen, in Gedankenform aus sich herausphilosophirt hat, wozu in frischen und phantasiereichen Jugendjahren, wenn

man aus einer Oper von Gluck oder Mozart kommt, eine ganze Sommernacht, am Freundesarm in Spaziergängen hingewandelt, des Gesprächstoffes nicht ermangelt.

Weil die Tonkunst die schmeichelnde Muse der Seelenstimmung ist, und als solche Jedem Jedes giebt, dem Schwachen Trost, dem Starken Kraft, dem Eiteln Lebensflitter und dem Denker Aussichten in die Ewigkeit der unendlichen Zukunft; deshalb ist sie eben eine so populäre Kunst und mehr als eine andere Eigenthum des Volkes. Die Volks- und Gesellschaftssitte hat daher seit den frühesten Zeiten unter allen Künsten immer die Musik zur vertrauten Herrin, Dienerin oder Freundin sich erwählt, und die wechselnden täglichen Stimmungen, welche das menschliche Leben bald in Freuden- und Trauerfesten, bald in kirchlicher Gottesandacht oder selbst bei öffentlichen Staatsgeschäften, durchlaufen, muß die Musik alle begleiten, anfrischen und schmücken durch ihr anschmiegendes Wesen, noch heut bei uns, sowie ehemals, sogar bei den uncultivirtesten Hirtenvölkern. Die Musik umschwebt Deine Wiege und ruft Dich mit ihren Glockenklängen zur Taufe; sie bringt Deiner Liebe ein Ständchen und feiert Deinen Hochzeitstag als der sinnigste, Dein geheimstes Glück am zartesten verstehende Gast unter den Gästen; als Ballmusik vergißt sie mit Dir alle Schwere des Daseins und führt Dich zum Tanze, in die leichtsinnigen Reihen des hüpfenden, tändelnden Lebensgenusses, durch welche sie als das ordnende Gesetz der süßen Trunkenheit hinschreitet; die Musik folgt Dir auf die Reise und lockt Dich wanderlustig mit schmettern-

den Posthorntönen in alle Fernen und Weiten der großen Gotteswelt hinaus; sie zieht mit Dir in den Krieg und an ihren Trommelwirbeln und Trompetenstößen entzünden sich die wilden Geister der Schlacht; sie legt sich auch sanft auf dein Grab mit Trauergeläute und Scheidesang, und wenn die Deinigen Dich im lautlosen Schmerz hinuntersenken, ist sie die letzte Erdenstimme, welche Dir nachhallt auf Deinem letzten Wege. Die Musik hilft Könige krönen und Verbrecher hinrichten; sie hilft dem Armen sein Brot erwerben und versüßt dem Reichen sein Mahl; Musik ist ein Allerseelenfest, das durch die ganze Welt empfunden und verstanden wird. Wenn aber die Musik so überall dabei ist in allen Stimmungen und Zuständen des Lebens, muß sie auch eine weise und lehrreiche, ja eine philosophische Kunst sein, denn sie kann viel Stoff zum Denken in sich aufnehmen und viele Erfahrungen machen bei ihrer vertrauten Gemeinschaft mit der Menschen Herz und Schicksal, und dieser Denkstoff und diese Welterfahrungen ruhen auch auf ihren Saiten und jede ihrer Melodieen ist wie die Knospe einer verschlossenen Weisheit. Für Den, der Ohren hat zu hören und Augen des Geistes zu sehen, bricht die schamhafte Tonknospe leise auseinander, und, groß wachsend, schaut sie ihn an wie die Lotosblume, auf deren Blättern ein Gott sich wiegt. Für Den ist die Musik auch eine Philosophie.

Was ist denn nun die Musik für eine Philosophie? — — Sie ist eine spielende Transcendental-Philosophie! — Hier höre ich schon rings den Spott der Verstandes-

klugen und Alltagsweisen, der Strengwissenschaftlichen und aller abstracten und concreten Philister! Der meint, das sei Phantasterei oder Mysticismus, und Jener wird witzig, indem er behauptet, ich mache die Musik dadurch zu einer Kantianerin! Das war allerdings das Poetische in der Kantischen Philosophie, was ihr heutzutage von den Absoluten als eine Mangelhaftigkeit des Begriffs angerechnet zu werden pflegt, daß sie nämlich nicht, wie Hegel, die Idee des Leben schon im Diesseits concentrirte und abschloß, sondern dieselbe sich ihr in zwei Welten theilte, von denen sich die eine zu der jenseitigen andern in transcendenter Sehnsucht und Ahnung hinüberbewegt. Ist nun unter den Philosophieen die Kantische eine Transcendentalharmonie, so könnte man unter den Künsten die Musik schon der Eigenthümlichkeit wegen, daß sie ihre Tongebäude in einer den empirischen Sinnen jenseits liegenden Sphäre aufführt, wohl nicht mit Unrecht und ganz einfach die transcendentale nennen, und wer bei diesem ihrem Transcendiren und Sichhinüberspielen aus dem Sinnlichen in das Geistige etwas zu denken im Stande ist, Dem mag es auch nicht verwehrt sein, an der Musik eine anmuthig docirende Transcendental-Philosophie zu haben. Darum stimmt auch die Tonkunst so viele Menschen fast nur zur Wehmuth und sanfteren Lust, seltener zur lauten Freude, weil sie ein solches Hinüberschlagen in ein unendliches Jenseits ist, zu dem sich die Gefühle nur in Klängen hinwagen, sowie Kant das Ding — an — sich als nur in transcendenten Ahnungen zu erfassen bezeichnete.

Das Transcendentalspiel der Musik, von dem wir hier in dieser Weise sprechen, hat, wie uns dünkt, der Volksglaube schon von alten Zeiten her in der rührenden Mythe vom Schwanengesang, bewußt oder unbewußt, angedeutet. Der stille, von den Griechen dem Apollo geheiligte und mit Wahrsagerkraft begabte Schwan scheint zur Harmonie seines schönen Lebens, das er in sanften und regelmäßigen Bewegungen auf der Welle hinbringt, nur der tönenden Stimme zu ermangeln, um das Musikalische, das sein Wesen in sich hat und das seinen weichen Mädchenhals schwellt, auszuathmen, aber erst im Tode verleiht ihm die Sage den Gesang, und nur dem Sterbenden erst löst der Gott die Zunge für die Melodie, so daß er zu sein aufhört, indem er zu singen anfängt, und in der erlangten Musik sein Dasein verschwebt und hinübertönt. Die Musik zu erreichen, scheint die Lebensaufgabe des Schwans zu sein, nach der er in anmuthigen Kreisen über das Wasser auszieht, und wie nach unserer eben ausgeführten Bemerkung die Natur ihre Harmonie nur in der Melodie der Bewegung findet, so läßt sich auch der Ursprung von der Schwanengesangsmythe leicht auf die rhythmischen Bewegungen, mit welchen das graziös rudernde Thier die Welle durchschneidet, erklärend zurückführen, besonders da bei den Alten die Schwäne nicht nur im Tode, sondern überhaupt als singend gedacht werden. Nach einigen Stellen bei Griechischen Dichtern singen die Schwäne auch nur wann der Westwind weht, was auf das Entstehen ihrer Musik durch das Rauschen der Flügel zu deuten scheint,

welche sie dem kosenden Zephyr mit verklingendem Geräusch entgegenflattern lassen, und so könnte man, käme es darauf an, die Schwanenmusik noch vielfältig als ein durch natürliche Verhältnisse gegebenes Bild nachweisen, wenn Jemand noch daran zweifeln möchte, daß der Schwan, wie er im Abendgold der Welle auf dem stillen See sich wiegt, nicht schon an sich eine musikalische Gestalt sei. Die Schwanengesängsmythe, natürlich aufgefaßt, würde nichts weiter als den phantasiereichen Volkssinn auch hier bewähren, der selbst in der architektonischen Symmetrie der Bewegung ein Musikspiel zu empfinden weiß; aber eine eigentliche Tiefe der Bedeutung gewinnt die Sache nur in Beziehung auf den sterbenden Schwan, und hier könnte man zweifeln, ob Verherrlichung des Todes oder Verherrlichung der Musik ihr mythischer Sinn sei. Nach unserer Ansicht Beides, denn der Schwanengesang, der gleichnißweise auch ins menschliche Leben übergegangen und uns oft darin gemahnt, ist einerseits der sanfte Hauch eines schönen Todes, welcher den Inbegriff eines reinen unbefleckten Lebens als Gesang ausathmet und die zerstreuten Accorde der Harmonie, die bisher nur vereinzelt das mangelhafte Dasein umschwebten und lockten, nun zu einer ausklingenden Feiermelodie der Vollendung zusammenfindet; anderseits ist er die zur Sprache des tiefsten Lebensgeheimnisses geweihte Kraft der Musik, welche hier recht eigentlich als die Transcendentalharmonie erscheint, indem an ihren Tönen sich ein Dasein hinüberspielt in die jenseitige seelige Zukunft. Der Sinn des Schwanenliedes geht auch in ethischer Anwen-

dung durch das ganze christliche Leben, und er ist in der That so christlich und zugleich so sentimental, daß man sich wundern kann, ihn bereits in der antiken Welt verbreitet zu finden, denn schon Aristoteles gedenkt der Sage vom sterbenden Schwan (histor. animal. IX. 12.).

Aber der darin angedeutete transcendente Charakter der Musik erscheint nicht bloß, wie es hier der Fall, als das Ueberschwängliche, welches dieser Kunst eigen ist, sondern das Transcendente der Tonmuse beruht auch überhaupt in der Art und Weise, wie die musikalische Harmonie durch das Herüber und Hinüber der Töne sich hervorbringt und aus einander suchenden und fliehenden Gegensätzen den vollständigen Satz erzeugt. Den Satz herauszuhören ist in der Musik nicht Jedermanns Sache, und meistentheils ein bevorzugter Genuß der Musikgelehrten, aber je mehr in einer so musikalischen Zeit, wie die unsrige, auch das Ohr des Laien sich dazu üben wird, in den in einander transcendirenden Gegensätzen die Harmonie des Satzes erkennen zu lernen, je mehr wird die Musik neben ihrer Bedeutung als Kunst auch noch eben dadurch zu einem Bildungsmittel für das Volk dienen. Denn muß es nicht mehr, als manche Logik, den Verstand und die Urtheilskraft schärfen und beleben, wenn das größere gebildete Publikum, dem die Weisheit der Schulphilosophie im Durchschnitt nicht zugutekommt, auf eine ihm am meisten zugängliche und populäre Weise durch die Musik und durch das Eingehen in die Compositionsweise derselben Gelegenheit erhält, daran den organischen Aufbau eines Ganzen in der Sym-

metrie seiner Theile einzusehn, die Dialektik dieser Theile gegen einander und gegen das Ganze als ein Nothwendiges zu verstehn und so eine gesetzmäßig gegründete Welt in ihrer Regel, in ihrer logischen Ordnung analysiren zu lernen?

Da die Musik die am meisten durch das Gesetz gegliederte und in ihrer Hervorbringung genau bedingte Kunst ist, so dürfte wohl Niemand zweifeln, daß sie auf die bezeichnete Art auch Verstand und Vernunft zu üben vermöge, ohne daß es vielleicht nöthig ist, den Generalbaß studirt zu haben, um Dies an ihr zu erfahren. Die Frauen sind bisher immer von der Philosophie ausgeschlossen gewesen; — sollen sie nicht auch ihre Logik haben? Da ist die Musik das einzige Rettungsmittel für sie. Im sinnigen Versenken in die Gesetze der Musik haben sie ihre Logik, an ihr lernen sie die das Dasein ordnende Kunst der Harmonie. Möchten auch die absoluten Philosophen, die, wie wir schon in der Einleitung dieses Aufsatzes bemerkt, von der Musik Manches lernen könnten, vor Allen Das an ihr einsehn, daß man sich, um mit Erfolg über die Kunst zu philosophiren, überhaupt auf einen andern Standpunkt stellen müsse, als auf dem sie in dieser Beziehung stehen. Denn wenn man von ihrer Seite her über eine Kunst, wie z. B. die Musik, die Meinung laut werden hört, daß sie nichts als gedankenlose Träumerei sei, so verräth Dies ohne Zweifel eine völlige Einsichtslosigkeit in das Wesen derselben, und man kann dagegen nur den alten Spruch in Anwendung bringen:

Ars non habet osorem nisi ignorantem!

Gedruckt bei J. Sittenfeld jun., Neue Friedrichsstr. 3[illegible].

